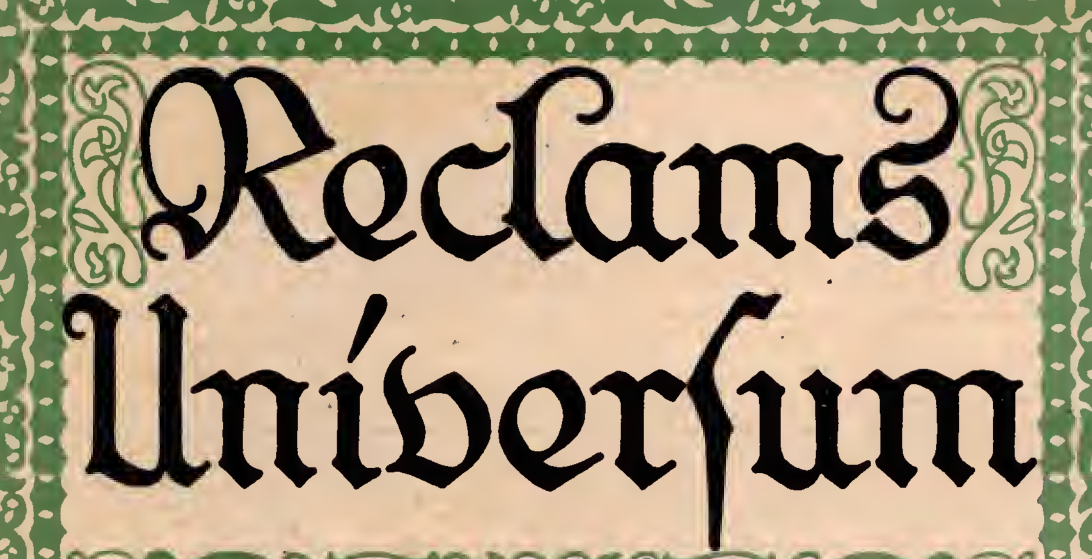
Reclams Universum



Illustrierte Wochenschrift für deutsche Kultur im In- und Auslande

V·D·A
Mitteilungen

Merkblatt für Reichs- u. Staatsangehörigkeit

Einbürgerung in einem fremden Staat.

Wer im Auslande eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt, verliert sein deutsches Bürgerrecht kraft Gesetzes, falls er nicht vorher von der deutschen Heimatbehörde eine schriftliche Genehmigung zur Beibehaltung des deutschen Bürgerrechts erhalten hat. Anträge auf Erteilung einer solchen Genehmigung werden am besten bei dem deutschen Konsulat eingereicht.

Staatsangehörigkeit und Wehrpflicht.

Nach § 26 des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 22. Juli 1913 verliert jeder Reichsdeutsche im Auslande mit dem 32. Geburtstag kraft Gesetzes sein deutsches Bürgerrecht, wenn er nicht vorher eine Entscheidung über seine Dienstpflicht herbeigeführt hat. Nach Artikel 173 des Friedensvertrages zu Versailles soll die Wehrpflicht in Deutschland abgeschafft werden. Gesetzliche Bestimmungen, durch welche der genannte § 26 ebenfalls beseitigt wird, sind bisher noch nicht ergangen. Es wird deshalb einstweilen jeder Deutsche im Auslande, der noch wehrpflichtig ist, vor seinem 32. Geburtstag sich wenigstens mit dem deutschen Konsulat wegen der Entscheidung über seine Wehrpflicht in Verbindung setzen müssen.

Die Staatsangehörigkeit der Frau.

Reichsdeutsche Frauen, die einen fremden Staatsangehörigen heiraten, verlieren mit der Eheschließung ihr deutsches Bürgerrecht. Sie haben das Recht, den Antrag auf Wiedererwerbung der deutschen Staatsangehörigkeit zu stellen, wenn ihre Ehe durch den Tod des Mannes oder durch Scheidung aufgelöst ist.

Der Friedensvertrag von Versailles und die Reichsangehörigkeit.

a) Wer in einem der von Deutschland abzutretenden Gebiete seinen Wohnsitz hat, verliert mit dem Übergang der Souveränität die deutsche Reichsangehörigkeit und erwirbt in dem Staate, zu dem das Gebiet seines Wohnsitzes kommt, dessen Bürgerrecht.

Dies trifft für Belgien zu nur für diejenigen, die bereits vor dem 1. August 1914 ihren Wohnsitz in den an Belgien abzutretenden Gebieten gehabt haben.

Für Polen ist der entsprechende Stichtag der 1. Januar 1908.

Für Dänemark der 1. Oktober 1918.

b) Die Deutschen, die auf diese Weise ihr deutsches Bürgerrecht verloren haben, können binnen 2 Jahren für Deutschland optieren, das heißt, erklären, daß sie wieder Deutsche werden wollen.

c) Dieses Optionsrecht steht allen ehemaligen Deutschen zu, die über 18 Jahre alt sind. Die Erklärung des Ehemannes wirkt zugleich für die Frau und für die minderjährigen Kinder, die unter 18 Jahre alt sind.

d) Wird von dem Optionsrecht Gebrauch gemacht, so muß binnen 12 Monaten der Wohnsitz nach Deutschland zurückverlegt werden. Lediglich bei denjenigen Deutschen, die zu Polen kommen, ist hier kein Zwang gegeben, es steht ihnen nur frei, nach Deutschland zurückzukehren.

e) Grundbesitz im Gebiet des fremden Staates können die Deutschen auch nach Geltendmachung der Option beibehalten. Ihr bewegliches Vermögen können sie frei von jeglichem Zoll mitnehmen.

f) Für Memel und für die von Ostpreußen auf Grund der Volksabstimmung abzutretenden Gebiete sind noch keine Bestimmungen bezüglich der Staatsangehörigkeit der Einwohner der betreffenden Gebiete erlassen.

Deutsche in den Kolonien.

Deutschland hat zwar in dem Friedensvertrage auf sämtliche Kolonien verzichtet, die Staatsangehörigkeit der in den Kolonien wohnenden oder sich aufhaltenden Deutschen wird durch den Friedensvertrag aber nicht berührt.

Staatlosigkeit.

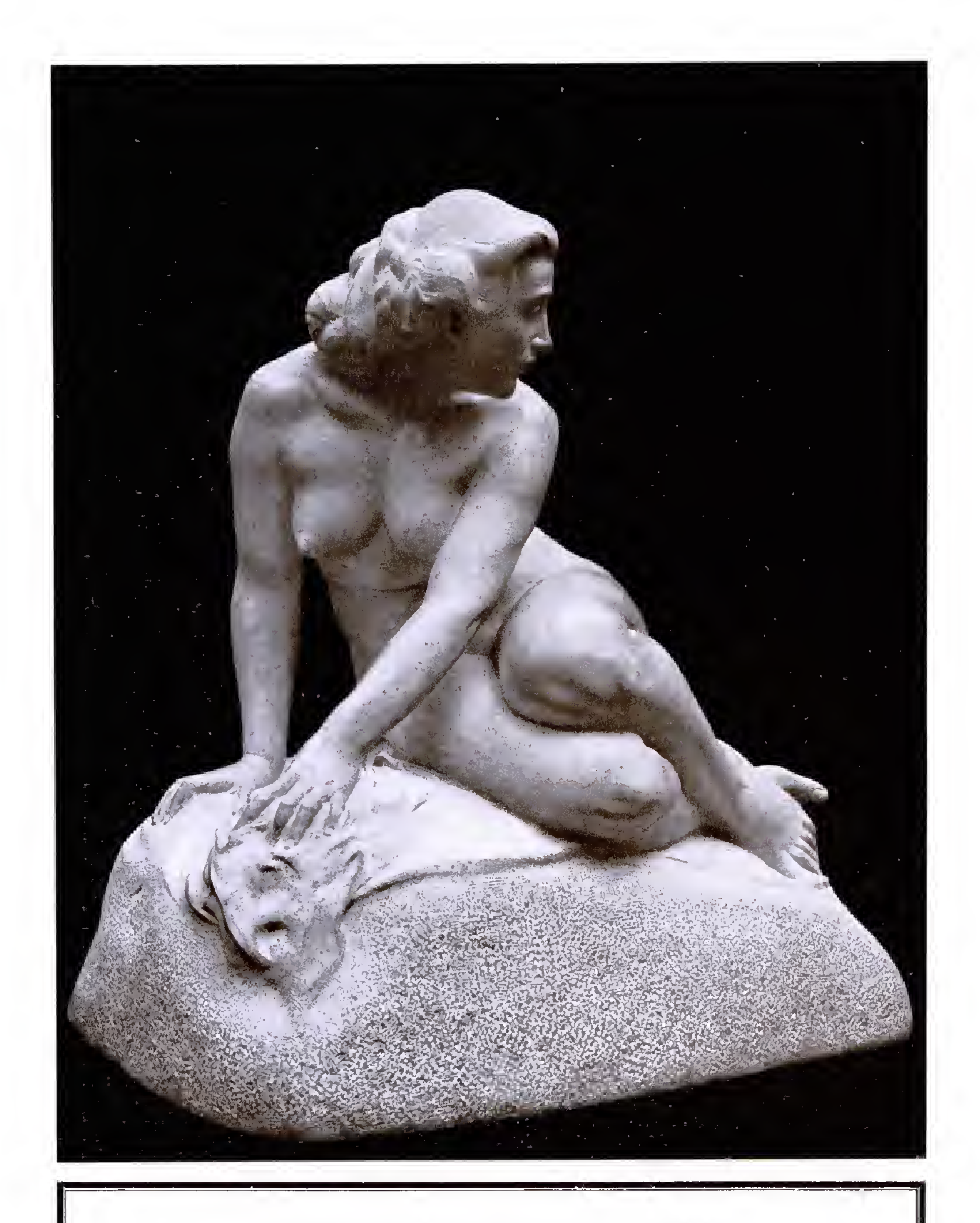
Wer keinem Staate angehört, hat auch keinen Anspruch auf die aus der Staatsangehörigkeit sich ergebenden Rechte. Eine deutsche Frau, die einen Staatlosen heiratet, wird durch die Heirat ebenfalls staatlos. Die Kinder eines Staatlosen sind auch staatlos.

Einbürgerung.

Ein Anspruch auf Wiedereinbürgerung steht denjenigen ehemaligen Deutschen zu, die infolge mehr als zehnjähriger Abwesenheit im Ausland nach der Vorschrift des alten Gesetzes ihr Bürgerrecht verloren haben. Sie können diesen Anspruch geltend machen, sobald sie sich wieder in Deutschland niederlassen. Wer aus dem Staatsverbande entlassen worden ist, hat zwar keinen Anspruch auf Wiedereinbürgerung, kann aber auf seinen Antrag wieder eingebürgert werden. Alle Einbürgerungsanträge werden am besten bei der Ortspolizeibehörde des jetzigen Wohnorts gestellt. Die Kosten der Einbürgerung sind in den einzelnen deutschen Ländern (früher Bundesstaaten) verschieden. Sie schwanken zwischen 5 Mark und 150 Mark. Es kann Ermäßigung bewilligt werden. Soweit ein Anspruch auf Einbürgerung besteht, werden Kosten nicht erhoben.

Auskunft.

Auskunft über alle Fragen der Reichs- und Staatsangehörigkeit erteilt die Geschäftsstelle des Vereins für das Deutschtum im Ausland zu Berlin W 62, Kurfürstenstr. 105. (Auskunftsstelle für Staatsangehörigkeit.)



Nach dem Bade. Plastik von Karl Kiefer

UNIVERSUM



Redaktionsschluß 18. Oktober 1919

Tuberkulose, Krieg und Blockade

Von Professor Hübschmann, Leipzig

Unsere Gegner beginnen mit einer neuen Blockade, weil das zerbrochene Deutschland nicht mehr die Macht hat, alle deutschen Truppen, die seinerzeit auf Veranlassung der Entente in den baltischen Gebieten belassen werden mußten, in die Heimat zurückzurufen. Wie unmenschlich die Blockade gewirkt hat, wie schwer sie die Lebenskraft des deutschen Volkes geschädigt hat, wissen unsere Gegner, und dennoch sperrten sie bereits die Ostsee ab. Der nachstehende Aufsatz wird dem deutschen Volk und der Kulturwelt zeigen, welche Masse von Elend eine Blockade im Gefolge hat. Sind ihr doch bis Herbst 1918 mehr als 770000 Menschen zum Opfer gefallen.

Um die Folgen, die Krieg und Blockade auf das Verhalten der Tuberkulosekrankheit ausgeübt haben, richtig einschätzen zu können, ist es unerläßlich, die Bedeutung dieser Krankheit für das Volksleben überhaupt zu kennen. Die Tuberkulose ist im wahrsten Sinne eine Volkskrankheit. Sie richtete auch in Friedenszeiten bei uns und in allen zivilisierten Ländern die größten Verheerungen an. Das zeigte sich einmal in den Sterblichkeitsziffern, die die der sonst häufigsten Todesursachen bedeutend übertraf. Das zeigte sich aber auch in den Erkrankungsziffern. Diese richtig festzustellen, ist zwar nicht möglich, weil einmal eine Anzeigepflicht für die Tuberkulose nicht besteht und weil außerdem zahlreiche Fälle nicht in ärztliche Behandlung kommen oder sonst der Beobachtung entgehen. Geschätzt wurde die Zahl der Tuberkulosekranken vor etwa einem Jahrzehnt auf eine Million. Um diese Zahlen aber richtig würdigen zu können, ist es unerläßlich, das Wesen der Tuberkulose-Erkrankung wenigstens in seinen Grundzügen zu verstehen. Die Tuberkulose-Infektion erfolgt gewöhnlich im frühen Kindesalter. Zuweilen schließt sich daran schon eine schwerere Erkrankung an, an der die kleinen Kinder gewöhnlich zugrunde gehen. Meist aber heilt diese erste Infektion wieder aus. Der Krankheitsprozeß kann aber später, besonders in den Jahren nach der Pubertät, wieder aufflackern und zu langwieriger Krankheit werden, und da es sich in der überwiegenden



Im Zeichen der Wohnungsnot. In der Stadt Magdeburg, in der, wie überall, die Wohnungsnot groß ist, wurden alte, außer Betrieb gesetzte Elbkähne als Wohnungen hergerichtet. Phot. A. Frankl.



Ein Totenmal der Berliner Straßenbahner. Zur Ehrung ihrer im Weltkriege gefallenen Kameraden errichteten die Berliner Straßenbahner am Eingang des Straßenbahnhofs in Weißensee ein von ihnen selbst entworfenes Denkmal, das am 12. Oktober feierlich enthüllt wurde.

Mehrzahl der Fälle um eine Lungenerkrankung handelt, zur sogenannten Lungenschwindsucht führen. Es kommt dabei zu einer vollständigen allmählichen Zerstörung der Lungen. In allen Stadien zeigt jedoch die Krankheit auch eine große Tendenz zu Heilungsvorgängen. Um eine Heilung zu beschleunigen oder auch das Wiederaufflackern einer alten, geheilten Tuberkulose zu verhindern, ist vor allen Dingen eins vonnöten, nämlich Kräftigung der ganzen Körperkonstitution: es ist für ein gesundes Leben zu sorgen, auf gute Luft zu achten (Wohnungshygiene!), genügend Ruhe zu verschaffen und vor allen Dingen eine ausreichende und zweckmäßige Ernährung zu sichern. Alle Behandlungsmethoden sind ohne diese Voraussetzungen illusorisch, der ganze Verlauf der Tuberkulose-Infektion hängt in erster Linie von diesen Dingen ab. Ist der Krankheitsprozeß nicht aufzuhalten, so resultiert ein monate- oder meist sogar jahrelanges Leiden, bis endlich unter vollständiger Entkräftung der Tod eintritt. Von großer Bedeutung aber für die Rolle der Tuberkulose als Volkskrankheit ist die Tatsache, daß die übergroße Anzahl der Fälle auf das zwanzigste bis vierzigste Lebensjahr kommt. Man stelle sich vor, daß gerade in diesen Jahren etwa eine Million Menschen in Deutschland dem Siechtum verfallen und fast vollständig arbeitsunfähig sind. Welche gewaltige Arbeitskraft geht dadurch dem Volke verloren! Es sind gerade die Jahre der besten Arbeitskraft und der größten Erwerbsfähigkeit, die am meisten betroffen sind.

Die Erkrankungsziffer von einer Million ist nach den Sterbeziffern geschätzt, und wenn wir jetzt genauer sehen wollen, welche Rolle im Laufe der Jahre die Tuberkulose im Leben des deutschen Volkes gespielt hat, so werden wir diesen Überlegungen nicht Schätzungszahlen, sondern sicher feststellbare Daten zugrunde legen müssen, und dazu können nur die Sterbeziffern dienen. Diese sind seit langer Zeit in Deutschland genau bekannt. Auch um den Einfluß des Krieges und der Blockade auf die Tuberkulose als Volkskrankheit würdigen zu können, werden wir ebenso verfahren müssen. Nach dem oben Gesagten wird sich ein jeder aus solchen Zahlen ein genügend klares Bild machen können.

Wenn wir auf die vergangenen Jahrzehnte zurückblicken, so können wir sehen, daß die Tuberkulosesterblichkeit in den Jahren 1875 bis 1886 immer annähernd dieselbe war. Von da an ist dank den systematischen Bekämpfungsmaßnahmen ein steter Rückgang festzustellen, so zwar, daß in den Jahren vor dem Kriege jährlich etwa 100 000 Menschen weniger an Tuberkulose starben als 20 Jahre früher. Noch anschaulicher drückt sich das natürlich in den Verhältniszahlen aus, da gerade in jenen Jahren bekanntlich die Bevölkerung eine sehr beträchtliche Zunahme aufwies. So starben in Preußen in den achtziger Jahren auf 10 000 Lebende jährlich 320 bis 325, im Jahre 1913 nur 137 an Tuberkulose.

Wie stehen die Dinge dagegen heute? — Die folgenden Zahlen entnehme ich zum Teil den Verhandlungen der kürzlich stattgehabten Tagung des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose, zum Teil den Verhandlungen der vereinigten Berliner Medizinischen Gesellschaften, zum Teil einem Vortrag des Kollegen Bürgers in der Leipziger Meizinischen Gesellschaft, der demnächst in der „Öffentlichen Gesundheitspflege" veröffentlicht wird.

Die Gesamtzahlen für ganz Deutschland liegen wohl noch nicht vor. Das ist aber für die Beurteilung der ganzen Frage ohne Belang. Denn was sich an einer Stelle feststellen läßt, wiederholt sich mit unbedeutenden Verschiebungen an allen Orten und in der Gesamtheit. Hier einige Zahlen. Es starben in Orten mit 15 000 und mehr Einwohnern — das sind drei Achtel der Bevölkerung Deutschlands — an Tuberkulose im Jahre 1913 40374, im ersten Halbjahr 1918 41800. Wenn man dazu auch sagen muß, daß die Sterblichkeit durchschnittlich in den ersten sechs Monaten des Jahres höher ist als im zweiten Halbjahr, so würde nach Abzug dieser Differenz immer noch eine Erhöhung der Sterblichkeit auf fast das Doppelte in fünf Jahren ersichtlich sein. Ähnlich liegen die Verhältnisse für Berlin allein. Dort hatte man in den Jahren 1913 bis 1916 jährlich durchschnittlich 3375 Tuberkulose-Todesfälle, im Jahre 1917 5046, was bei Berücksichtigung des Bevölkerungsrückganges eine Vermehrung um fast das Doppelte bedeutet. Für ganz Preußen sind die Zahlen auch schlimm genug. Dort starben im Jahre 1913 56583 Personen an Tuberkulose, im Jahre 1917 86217.

Nun könnte diese Zunahme auf der Erhöhung der Gesamtsterblichkeit beruhen. Das ist aber nicht der Fall. Die Tuberkulose spielt vielmehr eine ganz besonders schlimme Rolle. Die Tuberkulosesterblichkeit ist unter dem Einfluß des Krieges und der Blockade bedeutend stärker gestiegen als die Gesamtsterblichkeit. Das mögen die Verhältnisse in Leipzig illustrieren. Der kleinen Tabelle liegen nur die Zahlen für die weibliche Bevölkerung zugrunde. Es lassen sich die Verhältnisse darin viel klarer beurteilen, da ja der vorhandene Bevölkerungsrückgang vorwiegend die männliche Bevölkerung betrifft.

In den ersten drei Monaten der Jahre 1912 bis 1919 starben von der weiblichen Bevölkerung Leipzigs

	im ganzen	an Lungentuberkulose
1912	971	115
1913	980	112
1914	1092	112
1915	1069	118
1916	1058	145
1917	1370	182
1918	1309	280
1919	1328	231

Diese Zahlen reden eine beredte Sprache. Wir haben von 1912 bis 1919 eine Erhöhung der Gesamtsterblichkeit um etwa 37 Proz. (1917 sogar 43 Proz.). Die Erhöhung der Gesamtsterblichkeit soll hier aber nicht weiter in Betracht gezogen werden. Es kommen für sie natürlich im Grunde genommen ganz dieselben Einflüsse in Betracht, wie für die Tuberkulosevermehrung. Ein leichtes Steigen der Zahlen zeigt sich schon in den ersten Kriegsjahren. Erst 1917 (Kohlrübenwinter!) schnellt die Zahl stärker in die Höhe. Der geringe Rückgang für 1919 fällt leider nicht sehr ins Gewicht. Er ist teils durch die Abwanderung, teils dadurch zu erklären, daß gewisse Kategorien von Kranken eben schon so stark dezimiert sind, daß ihre Sterblichkeit nicht mehr anwachsen kann. Für die Tuberkulose zeigt sich jedenfalls eine viel schnellere Vermehrung der Sterblichkeit, die 1917 schon etwa 60 Proz. erreicht. Die erschreckenden Folgen der Aushungerung zeigen sich aber ganz kraß erst 1918 und 1919 mit einer Vermehrung von 100 bis 140 Proz. In anderen größeren Städten stehen die Dinge genau ebenso. Zahlen liegen mir vor für Berlin, Breslau, Köln, München, Chemnitz, Dresden und Hamburg.

Man könnte nun natürlich noch mannigfache andere Zahlen bringen und an diese noch viele Überlegungen statistischer Natur knüpfen. Das Prinzipielle ist aber schon aus vorstehendem zu ersehen. Das sind die vernichtenden Folgen des Krieges und der Blockade auf die Tuberkulosesterblichkeit, und damit natürlich auch auf die Erkrankungsziffern. Nach den einleitenden Worten wird sich jeder leicht davon überzeugen können, daß in erster Linie die Absperrung der wichtigsten Lebensmittel und die daraus folgende Unterernährung der Bevölkerung die Ursache dieser schweren Heimsuchung Deutschlands ist. Ist doch die erste Bedingung für eine erfolgreiche Eindämmung der Tuberkulose die Sicherung einer zweckmäßigen und ausreichenden Ernährung. Die Völker aber, die für Recht und Menschlichkeit zu kämpfen vorgaben, mögen jetzt in ihrem Siegestaumel das erhebende Gefühl mit sich nehmen, hier mit Hilfe der modernen Marter, der nach ihrem Völkerrecht erlaubten Blockade, ganze Arbeit getan zu haben an Weibern, Greisen und Kindern. Wer wird da nicht an grausame Vernichtungsmethoden gegen wilde Völkerschaften, an den Opiumkrieg in China und andere ähnliche Dinge erinnert! Wir aber werden das auf das Konto dessen buchen, was wir in Generationen nicht vergessen können.

Und nun ein Ausblick in die Zukunft. Können wir eine Besserung der jetzigen Zustände erhoffen? Wir wollen von den unsinnigen Selbstzerfleischungen absehen, die das deutsche Volk sich immer noch leisten zu können glaubt. Auch abgesehen davon muß leider vor weitgehenden Hoffnungen gewarnt werden. Selbst wenn



Ueberführung von 28 Fahnen schleswig-holsteinischer Regimenter nach Berlin. Mit militärischer Feierlichkeit wurden 28 Fahnen der schleswig-holsteinischen Regimenter des früheren 9. Armeekorps, das jetzt die 9. Reichswehrbrigade bildet, von Hamburg nach Berlin überführt. Unser Bild zeigt die Schlußfeier am Rathausmarkt, an der Vertreter des Hamburger Senats, der Bürgerschaft, der Kriegervereine und des Roten Kreuzes teilnahmen. Die Fahnen sollen im Reichswehrministerium aufbewahrt werden. Phot. A. Mocsigan.



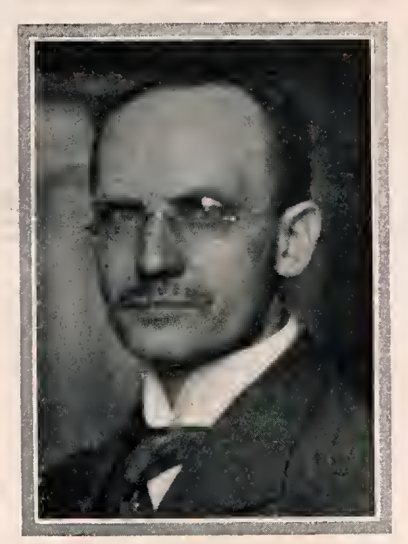
Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm v. Siemens, der Aufsichtsratsvorsitzende der Siemens & Halske Aktien-Gesellschaft, starb in Arosa im Alter von 64 Jahren; unter seiner Leitung wurde die von seinem Vater Werner v. Siemens begründete Firma zu einem Weltunternehmen. Die Arbeit Dr. v. Siemens' galt insbesondere dem Ausbau der elektrischen Bahnen und der Ausbildung des Glühlichts. Phot. C. F. v. Dühren.

sich die Ernährungsbedingungen trotz der wieder einsetzenden Blockade der deutschen Ostseeküsten wesentlich bessern sollten, so wird das qualitativ und quantitativ sicher nicht so schnell gehen, daß bald wieder alles ebenso gut ist wie vor dem Kriege. Dann aber bedeutet die Vermehrung der Tuberkulosetodesfälle, die ja nur ein Ausdruck ist für die Vermehrung der schweren Krankheitsfälle, auch eine vermehrte, nicht so schnell vorübergehende Gefahr für die übrige Bevölkerung, besonders unter den mangelhaften hygienischen Verhältnissen, unter denen wir zu leben gezwungen sein werden. Wir werden also noch eine geraume Zeit mit der Möglichkeit vermehrter Neuinfektionen schwererer Art zu rechnen haben, und wir werden das an dem Maßstab der Tuberkulosesterblichkeit erkennen; man wird sich sogar noch auf ein Ansteigen gefaßt machen müssen.

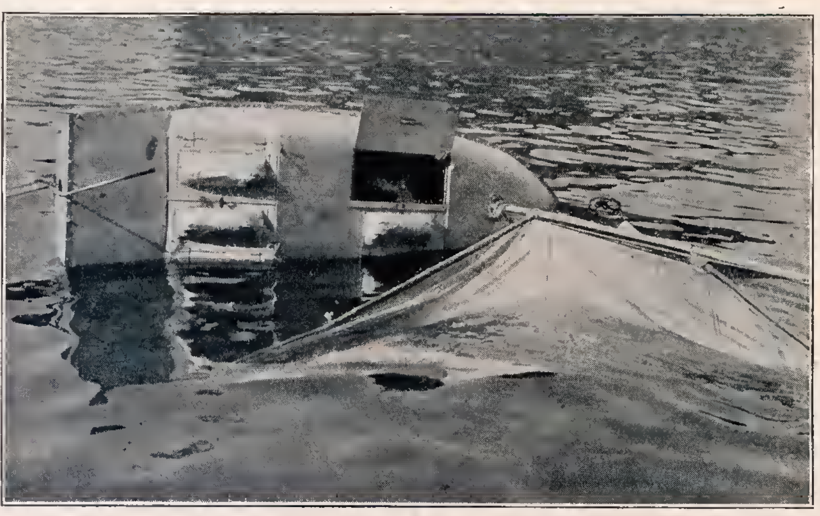
Aber wenn wir dann über das Schlimmste hinaus sein werden, wird dann alles so sein wie vorher? Auch diese Frage glaube ich verneinen zu müssen; ich stehe ihr wenigstens sehr skeptisch gegenüber. Die Tuberkulosebekämpfung lag vor dem Kriege in den Händen einer großzügigen Organisation, wie sie vollkommener wohl kein anderes Land aufzuweisen hatte, die sich auf die straffe Disziplin der Einzelstaaten und des Reiches stützen konnte. Dieser Organisation standen großartige Geldmittel und alle anderen Hilfsquellen zur Verfügung. Nennen wir einmal kurz einige Einrichtungen, die der Bekämpfung der Tuberkulose dienten: Heilstätten für Erwachsene und Kinder, Invaliden- und Pflegestätten, Walderholungsstätten, Waldschulen, ländliche Kolonien, Genesungsheime, Beobachtungsstationen, Polikliniken und Ambulatorien, Auskunfts- und Fürsorgestellen. Nennen wir weiter die neueren Wohnungsgesetze, die sich auf den Bauplan im allgemeinen und auf die hygienischen Einrichtungen im besonderen beziehen und deren Gestaltung auch die Rücksicht auf die Tuberkulose ihr Gepräge gab. — Alle diese Einrichtungen und Bestimmungen lagen teils in den Händen der Staaten oder des Reiches, teils waren sie Sache von Versicherungsgesellschaften, teils entsprossen sie der Initiative von privaten Vereinigungen, und immer kosteten sie Geld und Geld und wieder Geld. Werden der Staat und das Reich diese Mittel weiter zur Verfügung stellen können? Werden von privater Seite bei den ungeheueren Steuerlasten, die die einzelnen bedrücken, noch Gelder für diese Zwecke fließen? Wird weiter bei der Sisyphusarbeit, die dem deutschen Volk für unabsehbare Zeit auf allen Gebieten bevorsteht, die Spannkraft ausreichen, um auf diesem Gebiet in den alten Bahnen fortfahren zu können? Und eine weitere wichtige Frage. Man spricht jetzt von einem Reichstuberkulosegesetz, das eben zur Sicherung einer weiteren wirksamen Bekämpfung der Tuberkulose geschaffen werden soll. Solche Gesetze wie alle hygienischen Maßnahmen großen Stils erfordern mannigfache Eingriffe in die persönliche Freiheit zugunsten der Allgemeinheit. Werden wir bei der heutigen Volksvertretung hier auf ein genügendes Verständnis rechnen können? Man denke an die Gefährdung des segensreichen Impfgesetzes.

Ich wage es nicht, alle die gestellten Fragen beantworten zu wollen. Wir dürfen aber in keinem Fall die Hände in den Schoß legen. Es gilt, das Verständnis für alle diese Dinge in weiten Volkskreisen zu wecken. Die Tuberkulose ist nun einmal die wichtigste Volkskrankheit. Gelingt es von neuem, sie einzudämmen, dann wird damit zu gleicher Zeit ein gutes Stück Arbeit zum Wiederaufbau Deutschlands geleistet. Was im einzelnen zu tun ist, kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht näher erörtert werden. Die wichtigsten Gesichtspunkte sind oben genannt, und jeder wird wissen, an welcher Stelle er selbst wird eingreifen können.

Auf das zu schaffende Tuberkulosegesetz sei noch einmal hingewiesen. Martin Kirchner, der leider kürzlich aus dem Amte geschiedene verdienstvolle Leiter des öffentlichen Gesundheitswesens in Preußen, forde[r]t darin als wichtigste Punkte: 1. Anzeigepflicht für jede Erkrankung und jeden Todesfall an Lungen- und Kehlkopftuberkulose, sowie für jeden Wohnungswechsel,



Vom Sattler zum Ehrendoktor. Johannes Meerfeld, sozialistischer Redakteur, wurde von der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln zum Doktor der Staatswissenschaften ehrenhalber ernannt. Meerfeld, der gelernter Sattler ist und später lange Jahre Schriftleiter der „Rheinischen Zeitung" war, hat sich Verdienste um das Zustandekommen der Kölner Universität erworben.



Ein Segelboot aus Aluminium. Das Boot besitzt Klappen, die beim Kentern sich automatisch schließen, so daß das Boot stundenlang auf dem Wasser treiben kann, ohne daß die Insassen zu Schaden kommen.

2. Absonderung fortgeschrittener Fälle von Tuberkulose, 3. Desinfektion nicht bloß beim Todesfall, sondern während der ganzen Dauer der Krankheit. Das sind Forderungen, die ausführbar sind und von deren Erfüllung sehr viel zu erwarten ist. Ich möchte aber noch hinzufügen, daß die ganze Tuberkulosebekämpfung in engem Zusammenhange mit der Wohnungsfrage steht. Gesunde Wohnungen sind eine Vorbedingung für die rationelle Tuberkulosebekämpfung. Und die Wohnungsfrage steht wieder in engen Beziehungen zu der gesamten Bodenpolitik. Die bodenreformerischen Bestrebungen dürften auf diesem Gebiet von großer Bedeutung sein. Möge es den berufenen Vertretern des Volkes und allen, die irgendwie an dem Gemeinwohl mitzuarbeiten Gelegenheit haben, gelingen, den rechten Weg zu finden.

Karl Gjellerup

Zu seinem Gedenken. Von Universitätsprofessor Dr. Ottmar Dittrich, Leipzig

Am 2. Juni 1917 durften wir den stillen, bescheidenen Mann, dem zuletzt der Lorbeer des Nobelpreises um die Stirn gewunden ward, an dieser Stelle zu seinem 60. Geburtstage beglückwünschen. Nun, Freunde, gilt es, seinen Tod zu feiern. Ein sanfter Hingang hat ihn am 11. Oktober dieses Jahres erlöst von aller Erdenqual, die keinem Sterblichen erspart wird. Das Feuer, so es sichtbar brannte, flammt nicht mehr. „Uns aber bleibt die Asche", wie er am Schlusse einer seiner schönsten Schöpfungen, des Legendendramas „Das Weib des Vollendeten", selber sagt.

Die Asche nur? Uns bleibt doch mehr. Uns bleibt sein Werk, soweit er es vollenden konnte. Zwei Dichtungen dürfen wir noch über die zu seinen Lebzeiten erschienenen hinaus erwarten: „Das heiligste Tier", ein elysisches Fabelbuch, und „An der Grenze", eine Familiengeschichte, zugleich typisch für die Doppelnatur seines gesamten Schaffens, rein ideale Phantasie und Kunst der Verkörperung des Ideals in realen Charakteren. Von zwei weiteren großen Werken, dem fünfaktigen Drama „Armin" und der Selbstbiographie, werden freilich nur Fragmente da sein. Hier hat der Tod mit strenger Hand in das Schaffen des Dichters gegriffen, der es noch vor kaum zwei Monaten in einem Freundesbriefe aussprach: „Auch ich denke ja nur daran, ob es mir gelingen wird, noch ein paar Werke zu schreiben, die wert sind, von einem späteren, wirklich deutschen Deutschland gelesen zu werden." Doch ob auch viel, unendlich viel uns so verloren, der „Pilger Kamanita" bleibt, es bleiben „Die Weltwanderer", „Die Opferfeuer", es bleibt „Die Hirtin und der Hinkende", „Die Hügelmühle", „Reif für das Leben", „Der Goldene Zweig", „Die Gottesfreundin", „Als ich zuerst sie sah", es bleibt noch vieles, vieles andere.

Uns bleibt noch mehr. Es bleibt das große Bild des schlichten, wahrhaft großen Menschen mit all der Fülle seines Glaubens, Hoffens, Liebens als ein Vorbild.

Der Glaube Gjellerups war nicht der Christenglaube. Von einem Jenseits, das die Farben doch des Diesseits, wenngleich verklärte, himmelsfrohe Farben trägt, hat er, in reifen Jahren wenigstens, nichts gewußt. Ihm ist — der indische Gedankenkreis wirkt hier — das Jenseits ein Nirwana, ein überselig Sein, vielleicht auch Nichtsein, von dem hienieden es kein Wissen gibt. Das Leben ist ihm Leid, der Tod Erlösung — von diesem Leid Erlösung wozu? — davon fehlt die Kunde.

Ein hoffnungsvolles Leben nur für den, der kennt „den höhern Gang: aus dieser Welt hinaus. Daß wir ihn nicht verfehlen, dessen gedenkend, wollen, in der Welt verbleibend, wir nicht weltlich in ihr wandern. Das Feuer verflammt — wohin? — wir wissen's nicht! Doch lodert's wieder auf, verheerend hier, wohltätig dort, und wir vernahmen staunend von Buddha, daß die Kraft, die hier erlosch, geläutert einst die Welt erleuchten wird. Uns aber bleibt die Asche."

Doch unter ihr glimmt auf in neuem Feuer, was der Mensch in Liebe schuf. Nur: „Überall, wo Liebe entsteht, entsteht auch Leid", solange Liebe Sehnsucht bleibt. Solange Gier die Liebe trübt und weltliches Verlangen. Die Liebe geben, nicht sie heischen, ist das Ziel. Entrückt dem Wunschesdasein dieser Welt mitleidig auf sie sehen, nun erst in rechter Liebe, führt stracks empor dahin, wo auch das Mitleid schweigt und schweigen kann. Erlöser ist, wer so die Liebe gibt. Nur eine Liebe, die nicht mehr entsteht, die ist, und auch kein Leid mehr schafft. Die Wehmut weicht von dem, der solche Liebe dankbar nimmt, und fortan kann er, selbst nicht sehnend mehr, sie andern geben. Sie geben, bis auch er im Tod erlischt zu Asche, die doch mehr als Asche, neues „Opferfeuer".

So war der Mensch, so war der Dichter. Die Liebe einer Welt saugt solch ein Mensch und Dichter in sich und strahlt sie, reicher durch die eigene Liebe, wieder aus. Wohl dem, der solchem Menschen menschlich nahesteht! Wohl dem auch, den ein Strahl der Liebe trifft aus seinen Werken! In neuem Glauben, neuer Hoffnung, neuer Liebe lebt er auf und stirbt und wird, gleich seinem Meister.



Karl Gjellerup, der Dichter und Philosoph, starb 63 Jahre alt in Dresden. Von seinen zahlreichen Werken ist in Reclams Universal-Bibliothek das mit Wilhelm Wolters zusammen verfaßte Schauspiel „Die törichte Liebe" (Nr. 3845) erschienen.

Politik und Völkerleben

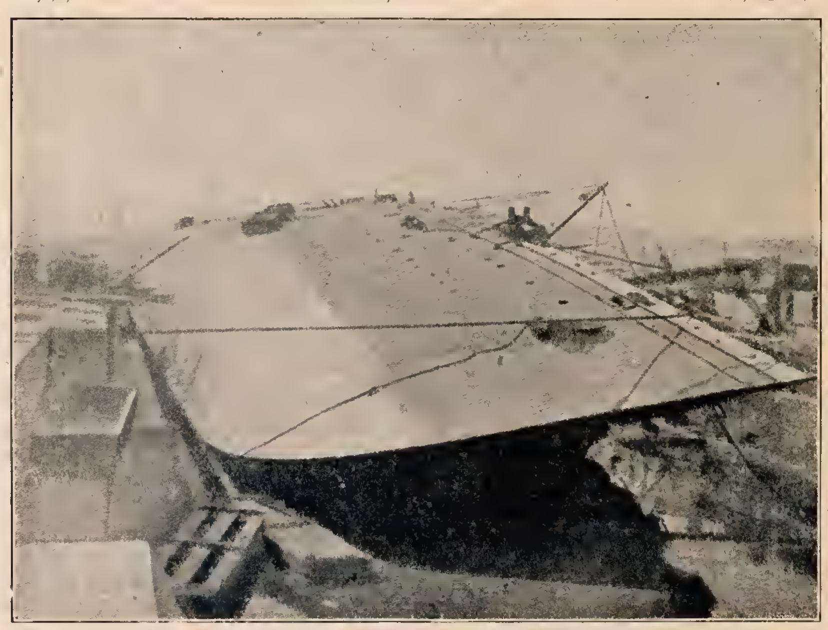
Chronik vom 12. bis 18. Oktober

12. Oktober. In der „Westminster Gazette" veröffentlichte der frühere englische Kriegsminister Haldane seine Erinnerungen aus den Jahren 1906 bis 1914 unter besonderer Berücksichtigung der Gespräche, die er 1906 zu Berlin und 1907 zu Windsor mit Kaiser Wilhelm II. gehabt hat. In Windsor erklärte Haldane in seiner Eigenschaft als Kriegsminister, daß England einen Hafen wünschte, um Indien gegen die Truppen schützen zu können, die vielleicht mit der Bagdadbahn herangeführt werden könnten. Kaiser Wilhelm erklärte sich bereit, diesen Hafen zuzugestehen. Darauf reiste Haldane nach London, wo er eine Unterredung mit Grey hatte, der die Bagdadbahn-



Ein Bild aus dem Hafen von Marseille. Der Dampfer „Dumbea" der Messageries Maritimes wurde in Marseille einer Reparatur unterzogen. Die Arbeiten waren vollendet, und der Dampfer sollte demnächst wieder in See gehen, als er sich langsam seitwärts neigte und mit 350 Arbeitern, die sich an Bord befanden, derart auf die Kaimauern aufschlug, daß seine Deckaufbauten einen Augenblick später einem Trümmerhaufen glichen. (Nach einer Abbildung aus „L'Illustration".)

frage gern besprechen wollte, wenn auch Frankreich und Rußland an diesen Besprechungen teilnehmen würden. Schließlich kam es aber nicht dazu, weil einige Wochen später in Berlin der Einwand erhoben wurde, daß, falls Frankreich und Rußland an den Verhandlungen über die Bagdadbahnfrage teilnehmen würden, die Konferenzen wahrscheinlich ohne Ergebnis verlaufen und die Meinungsverschiedenheiten zwischen den genannten beiden Mächten und Deutschland dadurch nur noch heftiger zutage treten dürften. Im weiteren Verlauf seiner Veröffentlichungen legte Haldane Nachdruck darauf, daß England bei Ausbruch des Krieges völlig gerüstet dagestanden habe. 1905 hätte es höchstens 80000 Mann ins Feld stellen können; doch schon 1912 waren bei einer Streitmacht von 300000 Mann 160000 ausgezeichnet gerüstet und eingeübt. — Reuter meldete aus London vom 10. Oktober, daß König Georg V. den Friedensvertrag ratifiziert habe und daß die Urkunde nach Paris abgesandt worden sei. — Die Friedenskommission des japanischen Parlaments ratifizierte den Versailler Vertrag. — Der französische Senat stimmte am 11. Oktober mit 217 Stimmen bei einer Stimmenthaltung dem Friedensvertrag zu, während er die Verträge mit England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika einstimmig annahm. — Die Friedenskonferenz bat die deutsche Regierung, sich den von der Entente beschlossenen Maßnahmen zur Ausübung eines wirtschaftlichen Druckes auf das bolschewistische Rußland anzuschließen. Die neutralen Regierungen sind von diesen Beschlüssen in Kenntnis gesetzt worden. Die alliierten und assoziierten Mächte haben ihren Staatsangehörigen nicht erlaubt, die Handelsbeziehungen mit dem bolschewistischen Rußland wieder aufzunehmen. Die englischen und französischen Kriegsschiffe werden im Finnischen Golf fortfahren, die bolschewistischen Häfen zu blockieren und die nach bolschewistischen Häfen fahrenden Schiffe aufzuhalten. Seit dem Morgen des 11. ist über das Gebiet der Ostsee von seiten der Entente die „kleine Blockade" verhängt worden; deutsche Schiffe dürfen die Häfen weder verlassen noch anlaufen. Die Permanente Marine-Waffenstillstandskommission der Entente richtete an die deutsche Marine-Waffenstillstandskommission in Wilhelmshaven die Depesche, daß infolge des Angriffes auf Riga die Freifahrterlaubnis für alle deutschen Schiffe in der Ostsee vorübergehend aufgehoben ist. Schiffe, die jetzt in der Ostsee in See sind, sind zurückzurufen, und keinem anderen ist die Fahrterlaubnis zu geben. Deutsche Schiffe, die in der Ostsee in See angetroffen werden, sind der Beschlagnahme durch die Alliierten unterworfen. — Die Antwort Marschall Fochs auf die deutsche Note über die Räumung des Baltikums schiebt der deutschen Regierung die volle Verantwortung für die Rückbeförderung zu und droht auch die im Telegramm vom 27. September angekündigten Maßregeln in vollem Umfang aufrechtzuerhalten, wenn der Abtransport nicht mit aller Eile durchgeführt wird. Um die deutsche Regierung zu unterstützen, lassen sich die Alliierten jedoch herbei, alliierte Vertreter zu entsenden, deren Mission darin bestehen wird, bei der deutschen Regierung von den Maßregeln Kenntnis zu nehmen, die von ihr getroffen worden sind, um die Bedingungen des Abtransportes zu erfüllen. Die deutsche Regierung verfügte die gänzliche Einstellung der Verpflegungszufuhr an die widerspenstigen Truppen im Baltikum, die Sperrung des Personenverkehrs nach dem Baltikum und die Verschärfung der Kontrollmaßnahmen, um jede verbotene Munitionszufuhr unmöglich zu machen. General



Die Seitenansicht des im Hafen von Marseille verunglückten französischen Dampfers „Dumbea", der 5695 Tonnen faßte. (Nach „L'Illustration".)



Die freie Seestadt Fiume, das Streitobjekt zwischen Italienern und Südslawen. Die von der Entente den Südslawen zugesprochene wichtige Hafenstadt Fiume wurde von dem italienischen Dichter d'Annunzio mit Hilfe von Freiwilligenscharen besetzt. Die italienische Regierung ist nun in einer Zwangslage; sie möchte sich den Besitz Fiumes nicht entgehen lassen, aber wiederum auch nicht die Entente vor den Kopf stoßen. Angeblich verhandelt sie mit d'Annunzio über seine Rückkehr. Indes sitzt der Dichter, der durch seine Seitensprünge schon oft die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, mit seinen Truppen seelenruhig in Fiume, und sein Unternehmen findet im italienischen Volk und Heer starke Sympathien, so daß eine Regierungskrise droht.



Eine deutsch-österreichische Länderkonferenz. Die Vertreter der zu Deutsch-Österreich gehörigen Länder hielten unter dem Vorsitz des Staatskanzlers Dr. Renner eine Beratung ab, in deren Mittelpunkt die Frage der Bildung eines Bundesstaates stand. Phot. Rich. Hausse.

Graf von der Goltz gab am 12. Oktober das Kommando endgültig an General v. Eberhardt ab. — Die Gesamtzahl der Heimkehrer, die bis zum 9. Oktober in den Durchgangslagern eingetroffen sind, beläuft sich auf 270000 Mann. Alle Kriegsgefangenen, die sich auf französischem Boden in amerikanischer Hand befanden, sind jetzt zurückgekehrt. — Der französische Minister für den industriellen Wiederaufbau Loucheur richtete ein Rundschreiben an die französischen Industriellen, worin er diese aufforderte, in Hinsicht auf den Stand der Frankverluste ihre Einkäufe in England und Amerika auf das äußerste einzuschränken und trotz etwaiger patriotischer Bedenken Maschinen, Apparate und Einrichtungen, die sie in Frankreich nur mit großen Verzögerungen und unter ganz außerordentlichem Kostenaufwand erwerben könnten, in Deutschland zu kaufen. Von jetzt ab sind die französischen Industriellen ermächtigt, mit allen deutschen oder österreichischen Lieferanten in Verbindung zu treten. — Die beiden Oberbefehlshaber der französischen Truppen am Rhein, die Generale Mangin und Gerard, wurden abberufen. Auch General Fayolle, der den Oberbefehl in der Pfalz führte, und General Gouraud, Gouverneur von Straßburg, wurden auf andere Posten berufen. — Der Deutsche Flottenverein nahm die Bezeichnung „Deutscher Seeverein" an, dessen Ziele sind: Förderung des gesamten deutschen Seewesens, insbesondere des Wiederaufbaues der deutschen Handelsflotte, der Wiederaufrichtung des deutschen Seehandels und der deutschen Seefischerei, sowie der überseeischen Tätigkeit der Deutschen. — Die deutsche Regierung erhob bei der baltischen Regierung Einspruch gegen die Verhaftung der deutschen Beauftragten in Riga und Libau durch die lettischen Behörden. — Der englische Oberst Troubridge wählte Budapest zur Zentrale der Donaudampfschiffahrt. — Der erste schwedische Freihafen wurde in Stockholm feierlich eröffnet. — Die Räumung Nordrußlands durch die Engländer wurde am 12. beendigt. — Britische Truppen besetzten in Kleinasien die türkische Stadt Brussa. — In Neuyork ist ein Hafenarbeiterstreik ausgebrochen, der bereits auf alle Häfen an der amerikanischen Küste des Atlantischen Ozeans übergegriffen hat.

13. Oktober. Das Auswärtige Amt in London teilte mit, daß gemäß der Entscheidung des Obersten Wirtschaftsrates die schwarzen Listen endgültig abgeschafft worden seien. — Die Erkrankung des Präsidenten Wilson wird als geistige Lähmung infolge Überanstrengung bezeichnet. Damit würde sich auch einigermaßen die absolute Unfähigkeit erklären, seinen geräuschvoll verkündeten 14 Punkten in Versailles Geltung zu verschaffen. Deutschlands Schicksal hätte demgemäß in den Händen eines geistig Impotenten geruht.

14. Oktober. Präsident Poincaré unterschrieb das Aktenstück der Ratifikation des Friedensvertrags mit Deutschland und die anderen in Versailles am 28. Juni 1919 ausgefertigten Schriftstücke. — In München wurde das Urteil im zweiten Geiselmordprozeß gefällt, der Angeklagte Kammerstetter wurde wegen Mordes zum Tode, die Angeklagten Strelenko, Debus und Greiner wegen Beihilfe zu je 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. — Die Slowakei fordert von der Prager Regierung vollständige Autonomie. Die Bewegung griff auf die Ruthenen in den Karpathen über. Sowohl die Slowaken als auch die ungarischen Ruthenen wollen weder von Prag noch von Budapest aus beherrscht werden. — Denikin meldete von Siegen, die er über die Bolschewiki bei Orel und über die ukrainische 9. Division Petljuras bei Kiew errungen habe. — Der norwegische Ministerpräsident Knudsen deutete nach der Kopenhagener „Berlingske Tidende" an, daß Norwegen außer Spitzbergen die Murmanküste von der Friedenskonferenz erhalten solle.

15. Oktober. Über den oberschlesischen Industriebezirk wurde erneut der verschärfte Belagerungszustand verhängt als Vorbeugungsmaßnahme gegen den angekündigten Generalstreik. — Durch Erlaß des Präsidenten Poincaré ist die allgemeine Mobilmachung der französischen Armee aufgehoben worden. — In einem Tagesbefehl gab der französische Marineminister bekannt, daß Frankreich während des Weltkrieges 27 Kriegsschiffe verloren hat, darunter 3 Panzerkreuzer, 3 Kreuzer und 2 Unterseeboote. — Der japanische Staatsrat genehmigte den Versailler Friedensvertrag.

16. Oktober. Nach dem „Matin" wird das Große Hauptquartier der Entente am 20. Oktober aufgelöst. Die Rheinarmee wird durch das französische Kriegsministerium verwaltet werden und militärisch Marschall Foch unterstehen. — Die deutsche Friedensvertretung in Versailles wurde beauftragt, wegen der über die deutsche Schiffahrt in der Ostsee verhängten Sperre, insbesondere wegen ihrer Ausdehnung auf die Territorialgewässer, unter Hinweis auf die durch diese Maßnahmen herbeigeführten verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen dringende Vorstellungen bei der Entente zu erheben. — In der Deutschen Nationalversammlung entwickelte der neue Minister des Innern Koch sein Arbeitsprogramm und betonte dabei, daß er die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung als die Grundlage für alle weitere Arbeit und als die Hauptaufgabe der Demokratie betrachte. — In Hannover erfolgte die Gründung des Reichsverbandes des deutschen Handwerks. — Der Finanzausschuß der sächsischen Volkskammer stimmte der Regierungsvorlage über Gewährung von Beschaffungsbeihilfen an Beamte und Staatsarbeiter zu, was für den sächsischen Etat einen Mehraufwand von 150 Millionen Mark bedeutet. — Der französische Ministerrat ernannte den Senator Léon Bourgeois zum Vertreter Frankreichs im Rate des Völkerbundes. — Die französische Deputiertenkammer setzte ihre Neuwahlen auf den 16. November fest. Die Gemeinderäte werden am 30. November, die Generalräte am 24. Dezember und der Senat am 11. Januar 1920 gewählt. — Die antibolschewistischen russischen Armeen standen Mitte Oktober auf der Nordfront im Kampf bei Plessezk, 200 km südlich von Archangelsk; General Judenitsch hatte die Bolschewisten bei Jamburg geschlagen und Wolossowa, 60 km südwestlich von Petersburg, genommen; die Front Denikins erstreckte sich über Orel und weit über Woronesch hinaus; Koltschak hatte den Tobol auf seiner ganzen Front erreicht. — In Bulgarien hat Stambulinski, der Führer der radikalen Bauernpartei, ein neues Ministerium gebildet, dem vier Mitglieder der Bauernpartei, drei Sozialdemokraten und ein Progressist angehören. Der Vollzugsausschuß der republikanisch gesinnten Bauernpartei beschloß, beim Zusammentritt der neuen Sobranje den Antrag zu unterbreiten, den früheren Zaren Ferdinand und die gewesenen Ministerpräsidenten Radoslawow und Malinow in Anklagezustand zu versetzen.

17./18. Oktober. Das amerikanische Kriegsministerium machte bekannt, daß 5000 amerikanische Truppen am 18. Oktober nach Brest eingeschifft werden, um als Besatzung später in Oberschlesien für die Zeit der Volksabstimmung verwendet zu werden. — Der Oberste Rat der Alliierten in Paris lehnt es ab, mit Deutschland über die Frage des Memeler Gebietes in Verhandlung zu treten, da Deutschland durch den Friedensvertrag von Versailles auf seine Rechte über dieses Gebiet verzichtet habe. — Kronstadt hat sich nach einer Beschießung durch die englische Flotte ergeben. — In Berlin ging gleichzeitig der Ausstand der Metallarbeiter, der städtischen Bureau-Aushilfskräfte und -Arbeiter zu Ende. — In Deutsch-Österreich trat an die Stelle des Dr. Schumpeter im Staatsamt für Finanzen der bisherige Direktor der Bodenkreditanstalt Universitätsprofessor Dr. Reisch, früher Sektionschef im Finanzministerium. Nachfolger des Dr. Bauer als Obmann der Sozialisierungskommission wurde der Staatssekretär für Handel und Gewerbe Dr. Ellenbogen, der außerdem in seinem bisherigen Amte verbleibt. An Stelle des Staatssekretärs für Justiz Dr. Bartusch trat der christlichsoziale Nationalrat Dr. Ramek-Salzburg. Die Nationalversammlung in Wien genehmigte die Ratifizierung des Friedensvertrags von Saint-Germain-en-Laye.

Der Schützenkönig. Nach einem Gemälde von H. G. Jentzsch.



Das stumme Klavier

Roman von Toni Rothmund (Fortsetzung)

Von der irdischen und der himmlischen Liebe

Nach und nach kamen alle Honoratiorenfamilien einmal in das Häusel des Meister Peter und betrachteten sich den Wunderflügel und ließen ihn sich erklären. Sibylle mußte spielen und sie wunderten sich, wie machtvoll das Instrument in dem kleinen Raume seine Stimme entfaltete. Sie ließen sich die Schallkästen zeigen, die der Erfinder auf dem Podium angebracht hatte, damit sich der Ton darin fange und lauter widerhalle.

Eines Sommertages aber wurde der Flügel auf einen Wagen geladen und in den großen Musiksaal des Saalbaus gebracht. An alt und jung erging die Einladung zu dem Konzert und Vortrag, das die Raucheisens veranstalten wollten. Auch ins Schloß wurde sie gesandt und die fürstlichen Herrschaften sagten ihr Erscheinen zu.

Rüdiger war einer der ersten Gäste, die sich in dem baumumrauschten Gesellschaftshaus am Parkeingang einfanden. Er suchte sich einen Platz in einer der hintersten Reihen, von wo aus er Sibyllen beobachten konnte, ohne daß sie ihn bemerkte.

Langsam füllte sich der Saal. Nicht nur die Einheimischen kamen, auch die Kurgäste, die die heißen Städte flohen und hier auf der windüberstrichenen Hochebene ihre Erholung suchten, stellten sich ein. Vorn in der ersten Reihe standen zwei gepolsterte Stühle für das hohe Paar. Alles erhob sich von den Sitzen, als es vorüberschritt. Der Fürst ging auf seinen Stab gestützt, aber o Gott, wie schön sah die Fürstin aus! Grüner Samt und gelbliches Spitzengeriesel aus alten Familientruhen und Brillanten im Haar!

Das Erscheinen der fürstlichen Herrschaften war für Raucheisen das Zeichen zum Anfang. Jugendlich elastisch trat er vor das Publikum, verbeugte sich und begann seinen Vortrag. Wenn nicht sein weißes Haar von seinen siebzig Jahren gesprochen hätte, man würde ihn für einen jungen Mann gehalten haben, so lebhaft leuchteten seine Augen, so schön wirkte seine Erscheinung.

Rüdiger verstand nicht viel von dem, was der Erfinder vorbrachte, und jedenfalls schien es ihm nicht so vieler Worte wert. Er saß mit klopfendem Herzen und wartete auf Sibylle. Ihretwegen war er gekommen, nicht um das Kunstpedal erläutert zu hören.

Raucheisen sprach fesselnd von den Gesetzen der Akustik, erklärte und führte seine Schallkästen vor, die die Töne, auf die sie gestimmt waren, auffingen und verstärkt zurückgaben. Das Publikum war interessiert, und er verstand es prächtig, seine Hörer in Laune zu halten.

Gerhard mußte sich's wider Willen gestehen: dieser Mann war ein genialer Redner. Wie ungezwungen und treffend waren seine Bilder und Vergleiche! Wie verstand er es, die Lichter des Humors aufzusetzen, wenn er eine Ermüdung der Lauschenden vermuten mußte. Und jedes scheinbare Abschweifen diente doch nur dazu, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf das eine Ziel hinzuleiten, seine Erfindung.

Und nun holte er Sibylle, führte sie an der Hand aufs Podium. Sie verneigte sich und nahm ihren Platz am Flügel ein. Gerhard Rüdiger mußte an eine der zarten, schlanken Narzissen denken, die im Frühjahr im Park auf dem Rasen wuchsen. So fein und lieblich sah Sibylle Raucheisen aus. Zunächst hatte sie noch nicht zu spielen, nur einzelne Akkorde mußte sie greifen, damit die Hörer das vorhin Erklärte mit eigenen Ohren prüfen konnten. Dann aber legte er ihr Noten vor. Gewiß spielte sie gut. Ein großer Beifallssturm erhob sich, als sie geendet.

Rüdiger aber saß mit tief gesenktem Kopfe. Er klatschte nicht in die Hände, wie die anderen. Er haßte den Flügel, haßte die Musik — ein ungerechter, bitterer Haß drückte ihm das Herz zusammen. Zugleich erschrak er vor sich selbst, vor der Stärke dieses Gefühls, vor dem Egoismus seines Schmerzes.

Nun sprach Raucheisen wieder, und Sibylle saß mit den im Schoß gefalteten Händen und sah nicht von ihren Noten auf. Sie wurde aber unruhig unter Rüdigers Blick, und einmal wandte sie langsam den Kopf und sah ihn an. Da erschrak er tief. Es war, als habe er Gewalt über sie, solange sie nicht im Bann der Musik stand. Nun aber spielte sie wieder, nun entglitt ihm ihre Seele in uferlose Weiten — ach, und er hatte keine Flügel, ihr zu folgen.

Es war still im Saal wie in einer Kirche. Nur die Tasten sangen unter Sibyllens schlanken, blassen Händen. Und Gerhard Rüdiger fühlte ein verzehrendes Sehnen nach dem schmalen, weißen Mädchen da oben, das ihm so fern war, ferner, als dem einfältigsten Schulbuben, der ihr zu folgen vermochte!

Wieder erhob sich der rauschende Beifallssturm. Sie dankte. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten. Sie berauschte sich wohl am Erfolg. Ach, was war das für ein Erfolg! Hier in dem abgelegenen Bergstädtchen! Was hatte der für Raucheisen und sein Werk zu sagen! Und der Fürst! Wie täuschte sich Raucheisen in dieser letzten Hoffnung! Der Fürst hatte andere Sorgen als um einen Kunstflügel!

Freilich, die Fürstin, die konnte wohl einer Laune folgen und dem Mann Erwartungen erwecken, die sie dann doch nicht erfüllte.

Es schien fast so, als ob ihr augenblicklich der Sinn danach stand. Denn als die letzte Nummer des Programms abgespielt war, trat sie sehr lebhaft an Raucheisen heran, der ihr seine Enkelin vorstellte.

Sibylle errötete, lächelte, strahlte, die Fürstin mußte etwas sehr Liebes gesagt haben. Oh, sie konnte hinreißend sein, wenn sie wollte! Auch der Fürst hatte sich müde erhoben und stand mit einem etwas leeren Lächeln dabei. Ihm schien diese ganze Veranstaltung keine übermäßige Freude zu machen. Die fürstlichen Beamten umstanden das Künstlerpaar und sagten ihm angenehme Dinge. — Ach, wer wird sich noch um die Raucheisens kümmern, wenn das Interesse der Fürstin erloschen ist!

Gerhard Rüdiger drängte sich nicht an die Gefeierten. Dem Schwarm der Zuhörer entzog er sich so schnell als möglich und bog in den dunklen Park ein.

Am Schwanenweiher ließ er sich auf eine Bank niederfallen und barg aufstöhnend sein Haupt in die Hände. Sein ganzes Leben hatte er nie etwas für sich selbst

begehrt, immer für andere hatte er gearbeitet, gespart, ja, sogar gedarbt! Und jetzt packte ihn die Liebe, die ganz selbstische Leidenschaft für dies blütenjunge Geschöpf, das einem anderen Zweck bestimmt war.

Aber war sie denn so ganz egoistisch, diese Liebe? War es nicht echt, das Bedürfnis, dieses zarte Mädchen vor den Stürmen des Leides und der Enttäuschungen zu wahren?

Er sah ihren Weg mit hellsehenden Augen. Das ganze Elend der Künstlerlaufbahn sah er sie trinken. So wie er sie kannte, war ihr von vornherein das Mißlingen bestimmt. Sie war keine von denen, die ihre Ellbogen gebrauchen, um sich Geltung zu verschaffen. Ihr Leben würde in Demütigungen untergehen. Und wie glücklich würde es sich entfalten, wenn sie an den richtigen Ort gestellt würde. Liebe spendend, Liebe empfangend, im engen Kreise sich eine Welt schaffend.

Nein, er war nicht selbstsüchtig, wenn er Sibylle Raucheisen für sich begehrte. Denn er liebte sie, er liebte sie so heiß!

Es lag nicht in seiner Natur, mit all den kleinen Künsten um sie zu kämpfen, die sonst zwischen Liebenden geübt werden. All sein Leben lang war er geradeswegs auf sein Ziel zugegangen. Das sollte jetzt nicht anders sein. Er wollte um sie kämpfen bei ihrem Großvater und keine Waffen sparen.

Plötzlich ging ihm ein Stich durchs Herz. Mit jener unbekannten Macht, mit der Musik um diese Seele zu ringen, davor zagte er. Denn wenn sie auch über ihn selbst keine Gewalt hatte, so wußte er doch von Henning, daß man im Streit mit ihr unterliegen konnte. Henning war seiner Wege gegangen, niemand hatte ihn halten können. Nicht die heißesten Bitten der Seinen, nicht sein gegebenes Wort hatten ihn gehindert. Ausgebrochen war er wie ein halbgezähmtes Raubtier.

So war Sibylle nicht. Und sie hatte ihn lieb, er glaubte es wenigstens. Es kam nur darauf an, zu wissen, wie weit jene dunkle, geheimnisvolle Macht reichte, der sie unterworfen war.

Auf dem dunklen Weiher schliefen die Schwäne und der Nachtwind bewegte flüsternd die Blätter der Bäume. Der einsame Mann saß noch lange reglos und rang mit dem Leben.

☆

In aller Morgenfrühe hatte Raucheisen seinen kostbaren Flügel wieder holen lassen, hatte ihn gespielt, um zu sehen, ob der Transport der Stimmung nicht geschadet hatte, und einige Saiten angezogen. Halb mechanisch war es geschehen, denn seine Gedanken gingen in hohen Wogen.

Er war in fieberhafter Erwartung. Noch einmal trat das Glück ihm nahe, greifbar nahe! Vielleicht ließ es sich diesmal halten.

Die Fürstin, diese hochbegabte Frau, eine wahre Gönnerin und Freundin der Kunst, hatte sich begeistert über seinen Flügel ausgesprochen. Er und Sibylle waren sogar auf heute mittag zur Tafel gebeten worden.

Leider hatte er für Sibylle absagen müssen, da sie mit heftigen Kopfschmerzen daniederlag. Er selbst aber war schon angekleidet und lief ungeduldig im Zimmer hin und her. Welche Möglichkeiten taten sich ihm auf! Welche Aussichten winkten ihm! Bisher hatte er weder Glück noch Stern gehabt, aber gegen abend wird es Licht! Freilich, der Erfolg kam immer zu spät — und die, um derentwillen er ihn ersehnt, die an ihm gezweifelt und ihn aufgegeben hatten, die waren tot —

Ein spätes Glück mit Bitternissen gewürzt, das konnte ihm nur noch zuteil werden.

Auf Zehen ging er in das Zimmer seiner Enkelin, dessen Tür halb angelehnt stand. Sibylle lag angekleidet auf ihrem Bett und hatte ein nasses Tuch auf der Stirn. Die beiden lockigen kupferbraunen Flechten lagen auf ihrer Brust, und die blasse Hand hing müde herab. Leise und unendlich zärtlich wechselte er den Umschlag.

„Noch nicht besser, Liebling?"

„Danke, nein, Großvater. Ich kann nicht mit dir gehen. Laß mich nur ganz ruhig allein. In der Stille erhole ich mich am schnellsten."

Jemand klopfte im Musikzimmer. Er ging hinüber, wobei er die Tür von Sibyllens Zimmer achtlos hinter sich halb offen stehen ließ.

Es war Rüdiger. Sonderbar. Er trug einen Strauß Rosen in der Hand. Raucheisen sah nach der Uhr, es war noch Zeit. Gerhard Rüdiger schaute suchend im Zimmer herum.

„Ah, die Rosen," rief der alte Herr. „Sie sind für Sibylle. Sie wird sich freuen. Vielen Dank. Ja, es war ein großer Erfolg. Ich frage nicht, ob Sie da waren — die ganze Stadt und noch etwas mehr war ja anwesend. Sie wollten Sibyllen wohl zu ihrem ersten Auftreten gratulieren? Leider ist sie nicht wohl, sie hat Kopfschmerzen."

Der Pfarrer lächelte sonderbar. „Verzeihen Sie, Herr Raucheisen, ich komme nicht zu dem angedeuteten Zweck, obgleich ich Ihnen von Herzen Glück wünsche. Mein Besuch heute morgen hat einen anderen Grund."

Raucheisen sah ihn betroffen an. „Sie sind so feierlich, Mann, was haben Sie im Sinn?"

Er dachte an irgendeine Gesangs- oder Instrumentalvereinsehrung und warf einen besorgten Blick auf die Uhr.

„Ich bin gekommen, um Sie um Fräulein Sibyllens Hand zu bitten. Ich liebe sie von ganzem Herzen und würde sie auf Händen tragen."

Raucheisens Antlitz färbte sich dunkelrot. Er sank wie vernichtet auf einen Stuhl und starrte seinen Besucher fassungslos an. „Sie wollen Sibylle heiraten? Aber ich bitte Sie, das Kind! Sibylle ist ein Kind, Herr! Kaum achtzehn Jahre! Und Sie? Wie viele Sommer haben Sie schon auf dem Rücken?"

„Ich bin zweiunddreißig, Herr Raucheisen. So groß ist der Altersunterschied doch wohl nicht, daß er ein ernstliches Hindernis bildete."

Raucheisen hatte sich gefaßt. „Das nicht, Herr Pfarrer! Und Sie sind selbstverständlich ein hochachtbarer Mann, dessen Antrag jedes Mädchen ehrt, aber Sibylle — die müssen Sie sich schon aus dem Kopf schlagen, die ist nämlich schon verlobt."

Gerhard erblaßte. „Verlobt?"

„Ja, verlobt. Mit der Kunst!" Raucheisen stützte seine Hand auf den Flügel, der breit und sicher wie ein Klotz mitten im Zimmer stand, und sah den Bewerber feindselig an.

Gerhards Züge strafften sich. Er legte seine Rosen auf das stumme Klavier. Der Kampf begann, er hatte es gewußt.

„Sie sagen mit der Kunst, und Sie meinen mit dem Flügel," fing er an. „Sie wollen also wirklich das junge Leben Ihrer Enkelin an Ihren unseligen Flügel schmieden?"

„Ein schlechtes Bild, Herr Kollege. Ich schmiede sie nicht an, ich lehre sie fliegen, aufwärts zum Licht, zur Sonne! Zum Ruhm!"

„Zu Ihrem Ruhm! Sie haben mir viel Vertrauen bewiesen, Herr Raucheisen. Sie haben mir erzählt, wieviel Sie diesem Götzen schon geopfert haben. Das Glück Ihres Lebens, Ihrer Gattin, Ihres ganzen Besitzes! Ich weiß, Sibyllens Opfer ist ein freiwilliges, gebracht aus der tiefen Liebe ihres reinen Herzens. Aber wagen Sie es wirklich, das anzunehmen?"

Raucheisen sah seinen Feind — denn das war er jetzt — lange an. „Ja, ich habe Ihnen viel erzählt, und ich

wollte, ich hätte es nicht getan. Denn nie sind Sie imstande zu begreifen, was mich trieb. Niemals können Sie das verstehen. Sie sagen, ich hätte meine Frau geopfert, woher wissen Sie, ob es nicht umgekehrt war? Wäre es nicht ihre Pflicht gewesen, an mich zu glauben, wie ich selbst an mich und mein Werk glaubte? Viel Bitteres habe ich schlucken müssen; wovon Sie gar keine Ahnung haben! Mögen Sie nie so allein stehen wie ich damals, als sich alle von mir wandten! Niemand verstand mich, als das Kind, daß Sie mir heute nehmen wollen! Sibylle ist durch Enttäuschungen und Bitternisse mir treu geblieben, so jung sie war. Und deshalb darf ich es auch wagen, ihr freies Opfer anzunehmen. Sie soll auch die Sonne des Erfolges mit mir teilen."

„Des Erfolges? Sie täuschen sich, Herr Raucheisen. Sie setzen Ihre ganze Hoffnung auf eine geniale, aber wetterwendische Frau. Ich kenne die Verhältnisse. Haben Sie denn nie von all den Plänen gehört, die ihr schönheitshungriger Geist erdacht und nach kurzer oder längerer Zeit wieder fallen gelassen hat? So ist die Fürstin. Sie erfaßt mit Leidenschaft, was ihr Interesse erweckt hat. Und sie läßt es fallen, sowie ein neues Spielzeug winkt. Sie ist rastlos, rastlos! Und sobald ihr Gatte die Augen schließt, ist ihre Rolle hier ausgespielt, und der fremde Erbe zieht ein. Er wartet schon darauf. Und Sie und Ihr Flügel werden vergessen sein."

„Ach, so krank ist der Fürst doch wohl nicht, wie Sie es darstellen. Und ich brauche ja nur eins, ein einziges Jahr des Glückes für siebzig Jahre des Unsterns!"

Gerhard Rüdiger sah ihn mit harten Augen an. „Und das einundsiebzigste wird wieder eine Enttäuschung bringen, vielleicht die schwerste. Kennen Sie den armen Florentin? Er ist ja eine stadtbekannte Unglücksfigur. Sie hat ihn entdeckt, entwurzelt, ausbilden lassen. Dann hat er sie enttäuscht. Mit Recht oder Unrecht, was weiß ich? Ich verstehe ja nichts davon. Jedenfalls hätte sie mehr Geduld mit ihm haben müssen. Aber er langweilte sie, und sie ließ ihn fallen. Anfangs runzelte sie noch die Brauen, wenn sie ihn auf der Straße sah. Jetzt nicht mehr. Sie sieht ihn gar nicht mehr. Sie hat ihn vergessen. Setzen Sie nichts auf diese Karte, Herr Raucheisen, denn sie gewinnt nicht."



Das beste Werkzeug. Nach einem Holzschnitt von Anna Klein. (Aus der Münchener Glaspalastausstellung 1919.)

Es klang so ehrlich überzeugt, so grausam sicher, daß es den alten Mann hart traf. Er schwieg. Er legte den Arm auf den Flügel und stützte sein Haupt in die Hand. Es war so still im Zimmer, als ob jemand gestorben wäre.

Da wurde die Tür aufgestoßen und Sibylle trat herein. Mit schnellen Schritten ging sie auf den alten Mann zu, lehnte sein Haupt an ihre Brust und sagte mit bebender Stimme: „Ich bleibe dir treu, Großvater, dir und deinem Flügel."

„Sibylle!" stöhnte Rüdiger.

Sie sah ihn mit flammenden Augen an. „Wie dürfen Sie es wagen, einem Menschen seine letzte Hoffnung zu nehmen?"

„Weil ich das Ende kenne," rief er leidenschaftlich. „Mag er sich in den Abgrund stürzen, wenn er sich nicht warnen lassen will. — Dich mit sich zu reißen, hat er kein Recht, dich will ich retten —"

Raucheisen erhob sich. Hoch aufgerichtet stand er vor dem Pfarrer. „Wissen Sie denn überhaupt, wovor Sie Sibylle retten wollen? Sie sind ja ein armer klangtoter Mann! Sie ahnen ja nichts von den Seligkeiten, um die Sie das Kind bringen wollen! Sie haften an der Erde und ängstigen sich um die, die fliegen können, fliegen müssen!"

„Bis der Absturz kommt," sagte Rüdiger tonlos.

Sibylle stand an ihren Großvater geschmiegt und sah mit einem Antlitz zu ihm auf, das von Begeisterung und Hingabe glühte. „Wir stürzen nicht, Großvater!"

Da ging Gerhard. Er war geschlagen, nicht von dem Egoismus des alten Mannes und nicht von dem unsichtbaren Feind, den er gefürchtet hatte, weil er mit heimlichen Waffen focht, gegen die es keine Gewalt gab, der Musik. Diese beiden hätte er wohl noch hoffen können zu überwinden.

Ein Größeres hatte ihn besiegt.

Die himmlische, opferbereite Liebe eines begeisterten Kindesherzens.

Gegen diese war er wehrlos.

Fürstengunst

Im Innersten getroffen und vernichtet ging Rüdiger heimwärts. So tief war er in sein Leid versunken, daß er gar nicht aufblickte. Sein sonst so eiliger Schritt war langsam und müde. Wie ein Todwunder schleppte er sich.

An einer Straßenecke begegnete ihm der arme Florentin. Der blieb vor ihm stehen und sah ihn an. „Was ist dir geschehen, Gerd? Bist du krank?"

Mechanisch strich sich der Angeredete über die Stirn. „Es ist heiß," murmelte er.

„Ja, du hast recht. Die Hitze ist schlimm für kühle Leute," sagte Brandel und ging neben Rüdiger her. Er hatte einen schiebenden Gang und trug seinen Oberkörper vornüber gebeugt. Sein graues Haar hing in Strähnen über sein hageres Gesicht, das von Leidenschaften und Verbitterung verwüstet war.

„Es ist merkwürdig, wie die Menschen, die immer hier oben leben, von der Hitze gepackt werden, wenn sie sich je einmal hier herauf versteigt," spann Brandel seinen Gedanken weiter aus. „Aber es ist gut so, gut so. Sie begreifen dann einmal, wie es denen zumute ist, die unten sein müssen ihr Leben lang. Sieh mal, Gerd, die Sensenmänner sind da."

Sie blieben auf der Brücke stehen und sahen hinunter. Im Flußbett wucherte die Wasserpest, staute den Wasserlauf und verursachte einen üblen Geruch von faulenden Pflanzen. Drei Männer standen bis zu den Knien im Fluß und schnitten mit großen Sensen die höllische Ernte. Der arme Florentin lehnte sich über das Brückengeländer und spuckte hinunter. Weiße sternige Blumen blühten auf dem ungeliebten Gewächs. Sie schlugen ihre Anemonenaugen hell zum Himmel auf und zitterten nur ein wenig, wenn der Stahl sie von den Wurzeln schnitt.

„Es ist ein Elend und eine Plage mit der Wasserpest," seufzte der Pfarrer. „Wie furchtbar, mitten durch dieses blühende Städtchen einen kranken, faulenden Fluß schleichen zu sehen."

Der arme Florentin hob den Kopf und schaute dem Freund überrascht ins Auge. „Wie du das gesagt hast, Gerd! Es klingt wie ein Gedicht —"

„Ein schlechtes Gedicht," sagte Gerhard mit einem trüben Lächeln.

„Weißt du noch aus unserer Schulzeit, Gerd? Wie der gute alte Professor die Wasserpest hier einpflanzte, um zu sehen, ob sie gediehe? Und jeden Tag guckten wir alle danach und freuten uns, wie schön sie wuchs! Weißt du noch?"

„Es war ein unglückseliges Experiment," murmelte Gerhard Rüdiger.

„Ja, bei Experimenten weiß man nie, wie sie ausgehen. Das ist gerade das Schöne dabei oder das Spannende, wie Ibsen sagt. Es gibt Menschen, die ohne das Spannende nicht leben können. Aha, da kommt die Fürstin."

Das leichte, vornehme Gespann rollte über die Brücke. Die Fürstin kam aus dem Park und fuhr zum „Diner" ins Schloß. Rüdiger verneigte sich. Aufrecht aber stand die Gestalt des armen Florentin. Er grüßte nicht, er lehnte mit übereinandergeschlagenen Armen am Geländer und starrte höhnisch in das schöne, dunkle Gesicht, das so lächelnd und kühl über ihn weg sah, als sei er Luft. Er beugte sich vor und sah dem Gespann nach.

„Sie möchte mich auch gern von hier wegmähen lassen wie die Wasserpest," lachte er hohnvoll. „Aber es geht nicht. Die Wurzel, die kriegt sie nicht heraus. Die hat sich mit tausend Adern in den Flußsand gekrallt. Sie tut, als ob sie mich nicht sieht, Gerd. Aber gerade daran merke ich, daß sie mich doch sieht und daß es ihr peinlich ist, mich zu sehen."

Gerhard vergaß einen Augenblick seinen Kummer über dem Elend des anderen. Er versuchte ihn aufzurütteln. „Brandel, ein Mensch von deinen Gaben läßt sich doch nicht einfach sein Leben verpfuschen! Rappel dich doch wieder auf und arbeite weiter!"

„Ja, das ist ein genialer Gedanke von dir, Gerd. Das kann ich ja einmal versuchen. Ich kann ja mal sehen, ob mich jemand als Schreiber nimmt, nicht wahr? Auf der fürstlichen Kammer sind solche Stellen. Also wenn du mal was hörst, denk an mich —"

Ein so schneidender, wilder Hohn sprach aus diesen Worten, daß Gerhard erschrak. „Es ist doch keine Kränkung, wenn man jemanden auffordert, zu arbeiten," sagte er verletzt.

Der arme Florentin richtete seine tiefliegenden Augen fest auf Gerhards Gesicht. „Nee, ich nehm' dir's nicht übel, Gerd, du warst immer ein guter Kerl, und außerdem dauerst du mich. Denn du hast deinen Beruf auch verfehlt. Wer so wenig weiß, wie es anderen Menschen zumute ist, der kann doch kein guter Pfarrer sein! Na, nichts für ungut, Gerd. Ich gehe noch in den Park. Ich teile mein Mittagsbrot mit dem wilden Schwan. Ich mache auch ein Experiment mit ihm. Ich will ihn zähmen. Fein, so was – ein zahmer wilder Schwan. — Guten Tag, Gerd."

„Leb wohl, Brandel."

Gerhard sah ihm nach, wie er, mit den Händen in den Taschen seines dünnen, gelben Überziehers, in den Park einbog.

Müde ging Gerhard heimwärts. Wie Brandel das gesagt hatte, wer so wenig in anderer Seelen lesen könnte, würde wohl kein guter Pfarrer sein. Es war wohl möglich, daß er recht hatte. Denn einem solchen Egoismus, wie er sich bei Christian Rauheisen zeigte, stand er verständnislos gegenüber. Und wie man so haltlos die Dinge gehen und gleiten lassen konnte, wie der arme Florentin es tat, das verstand er auch nicht. Und daß Henning wesenlosen Träumen nachjagen mochte und darüber alles vergessen konnte, was not tat, das war ihm auch unfaßbar.

Kinder waren sie alle. Kinder, die mit Seifenblasen spielten, sich freuten, wenn sie aufstiegen, den vielfarbigen Abglanz der Welt in sich spiegelten und in der Sonne leuchteten wie goldene Wunder. Kinder, die untröstlich weinten, wenn die lustigen Gebilde zersprühten, und doch schon in den Schaum langten, um neue, noch schönere, noch vergänglichere zu schaffen.

Er dachte an den mühevollen und opferreichen Weg, den die Rüdigers gingen, und schloß hart die Lippen. Nein, er hatte keinen Sinn für Seifenblasen.

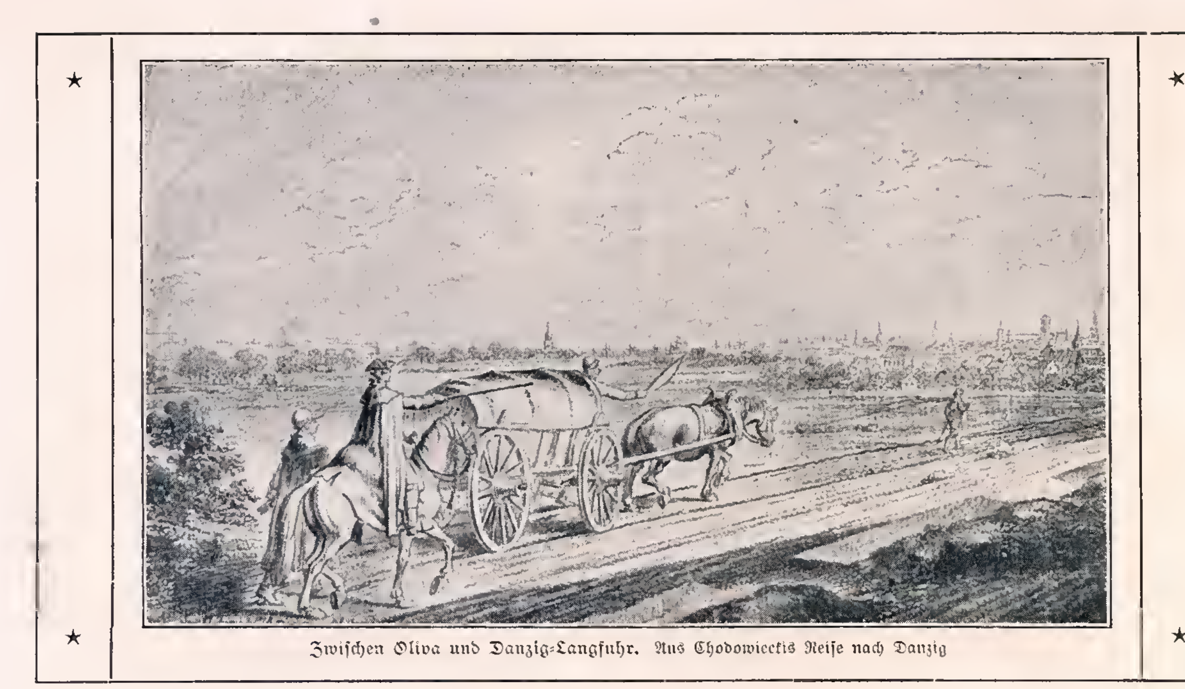
Aber Sibylle! Ein schneidendes Weh um Sibylle durchfuhr ihn. Sibylle, die ihr Leben opferte aus der reinsten, holdesten Kindesliebe, die durfte er nicht verurteilen.

In einer langen zerdachten und zerwachten Nacht kam er über Sibylle und sich ins reine. Er hatte wahrlich kein Recht, sie von ihrem Wege abzuhalten, solange ihr Großvater noch lebte. Bittere Stunden sah er reichlich an Rauheisens absteigendem Pfad aufschießen wie Dornengestrüpp, das ihm die Schuhe zerreißen würde. Mochte sie mit ihm gehen als sein guter Engel und sein selbstgeschaffenes Elend lindern, wie es das Herz ihr eingab.

Aber einmal schlug die Erlösungsstunde. Einmal würde der rastlose Mann hingehen, wo aller Ehrgeiz und Ruhm vor den Menschen verweht wie ein Rauch.

Dann war Sibylle frei. Ihre ganze Zukunft durfte sie nicht seinem Wahn opfern. Dagegen wollte er sich stemmen, er, Gerhard Rüdiger, mit seiner ganzen Kraft, seinem heißen, ungestillten Glückshunger, der auch einmal etwas für sich, der diese eine bleichgoldene Rose für sich selbst begehrte!

(Fortsetzung folgt.)



Zwischen Oliva und Danzig-Langfuhr. Aus Chodowieckis Reise nach Danzig

Die Straße

Kulturhistorische Plauderei. Von Dr. Adolf Heilborn (Hierzu 7 Abbildungen)

In grauester Ferne, irgendwo im Urwald oder der Steppe beginnend, unscheinbar anfänglich, vielleicht nur ein Wildpfad vorerst, von Tieren gebrochen, die zur Tränke streben, immer breiter dann werdend, immer bewußter gebahnt, Mensch mit Menschen, Volk mit Volk verbindend, läuft die Straße durch Jahrtausende einher. Und wie sie wächst und immer mehr Eigenleben gewinnt, ein Gesicht bekommt mit wechselnden Zügen, mit Furchen und Runzeln, die Wetter und Wind, die der Schritt von Millionen von Wanderern darein geprägt; wie sie eine Seele erwirbt, die immer feineren Regungen zugänglich wird, beginnen sich an ihren Rändern als Meilensteine gleichsam und Wegweiser, als Marken einer weit über alles Tierische hinausklimmenden Entwicklung, der ersten menschlichen Gesittung, die Hütten und Häuser, die Weiler und Dörfer und Städte zu erheben. Krieger ziehen auf ihr dahin, drängend und gedrängt, flüchtende Horden vor sich hertreibend, selber flüchtend vor treibenden Horden, der Kaufmann folgt ihnen, Verbindungen knüpfend, die Schätze des Morgenlandes dem Westen bringend. Es staut sich der Strom und flutet zurück, gedrängt wieder und weiterdrängend, ein Hin und Her wie Flut und Ebbe, und von allen und allem bewahrt sie die Spur. Zur Mutter gesellen sich zahllose Kinder, wie ein Baum ist sie zu schauen mit tausend Wurzeln und tausend Ästen. Sie schifft übers Meer und gräbt sich durch Felsen, klimmt über Schnee und Eis und steigt hinab in schattige Täler, scheint sich zu verlieren und findet sich wieder. Sie ist ein Lebendiges, und darum muß sie auch sterben. Wer kennt nicht die Poesie der sterbenden Straße, deren Stunde geschlagen? Gestern noch war sie voll wimmelnden Lebens, Wagen rollten auf ihr, und die Peitschen knallten, Wanderer sangen, und die Rosse wieherten; heut aber ist sie wie ausgestorben, die Sonne dörrt sie zu Staub, den der Wind verweht, der Mond legt ihr das Totentuch um — die Neuzeit hat sich mit neuen Mitteln des Verkehrs einen

Nacht. Nach einem Kupferstich von W. Hogarth.

anderen Weg gewählt, und die jahrhundertelang Städte und Reiche verband, ist zur Bettlerin geworden, die um die kalte Gunst der Dörfler bettelt. Und wer kennt nicht den Reiz der eben erst geborenen Straße? Bäumchen säumen sie, selbst noch Kinder, ihr weicher Boden sehnt sich, getreten und fest zu werden; wie die Braut des Geliebten harrt sie der Wanderer und Wagen. Sie lockt und verheißt Wegsparnis und Zeitverkürzung, und ist beglückt, wenn sich wimmelnde Scharen über sie ergießen . . .

Wie ein Volk begann, ein Volk zu sein, sagt einmal ein Kulturhistoriker von der Straße, was es für materielle und ideelle Bedürfnisse, intellektuelle Fähigkeiten und soziale Neigungen, brutale Leidenschaften, edle Tugenden und niedrige Laster besessen; ob es stieg oder sank, ob es am Dasein Freude hatte oder untätig dahinwelkte, ob es eigensüchtig an sich selber Genüge fand oder humane Bande der Freundschaft mit Stammesnachbarn bis zu fremden Nationen suchte, ob es friedliebend oder eroberungssüchtig war, ob es der Wissenschaft, den Künsten und dem Gewerbsfleiß sichere Pflegstätten bot oder träge im Barbarenzustande verharrte — all dies und noch viel mehr verkündet die Straße. An ihr sind die Tafeln der Geschichte ganzer Weltreiche aufgerichtet. Mit ihrem Werden verzeichnet jedes Geschlecht seine eigenen Entwicklungsepochen in lapidaren Schriftzügen, die durch den Schutt und Schlamm von Jahrtausenden hindurchleuchten.

Gerade in unseren Tagen wieder hat die Straße eine ungeahnte Bedeutung erlangt. Millionen und aber Millionen sind klirrenden Tritts auf ihr schier über die ganze Erde dahingeschritten, ruhig und eilends, Sieger und Besiegte, Vorwärtsdrängende und Zurückflüchtende, Menschen und Tiere und Gerät aller Arten. Wer das da draußen gesehen hat, dieses Hin und Her, dieses rastlose Fluten bei Tag und bei Nacht, in Sonnengluten und Winterschnee, durch endlose Ebenen, über Berge und Flüsse, durch Dörfer und Städte, heut noch lebendig und morgen schon tot; wer diese Triumphzüge sah und diese Karawanen bitteren Elends, wird solche Bilder niemals vergessen. Szenen der großen Völkerwanderungen wurden dem Schauenden greifbare Wirklichkeit, Szenen der Dichtung wurden Gemälde; die ganze Kulturgeschichte rollte sich, wie aus dem Grabe erstanden, auf der Straße von neuem ab. Das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts zog auf den Wegen der Babylonier und Juden, der Griechen und Römer, der mittelalterlichen Kreuzritter und Kaufherren, der alten deutschen Kaiser, der Heere Napoleons wieder dahin . . .

Durch Wälder und Wiesen und Felder zu Dörfern und Flecken, in mancherlei Krümme, in launischem Trippeln hierhin abirrend und dorthin, ein ungebärdiges Naturkind gleichsam, dessen biegsamer Leib in frischem Atmen noch durch keine Schnürbrust gefesselt ward, läuft die Landstraße, älter werdend, gesetzter und müder, nun zielbewußt in die Stadt. Von Häusermauern eingeengt, von den Schritten der Allzuvielen gestampft, wird sie eine völlig andere. Aller Schmutz der Stadt, alle Leidenschaften und Laster treffen sich auf ihr, und so ist sie bald ein Sinnbild der Gemeinheit. Balzac hat einmal die Straßen von Paris zu charakterisieren versucht, diese typischen Straßen der typischen Großstadt. „Es gibt in Paris gewisse Straßen,“ schreibt er, „die so ganz aller Ehre bar sind, wie es nur ein zu jeglicher Gemeinheit



Am Krögel in Alt-Berlin.


Der einstige Brauerknechtsgraben in Alt-Hamburg.





Straßenleben in Venedig. Links: Arbeits- und Plauderstündchen in einer venezianischen Gasse. Rechts: Eine von einem Kanal durchzogene Gasse Venedigs.

Straßenleben in Brussa (Kleinasien): Schuhwarenhändler.

fähiger Mensch sein kann; es gibt edle Straßen, einfach ehrbare Straßen, junge Straßen, über deren Sittlichkeit man sich noch keine Meinung bilden kann, mörderische Straßen, Straßen, die älter sind, als alte Witwen alt sein können, stets saubere, stets schmutzige Straßen, werkelnde, arbeitende, handelnde Straßen. Kurzum, die Pariser Straßen haben menschliche Eigenschaften und erregen durch ihr Aussehen bestimmte Vorstellungen in uns, deren wir uns nicht erwehren können." Gilt das nicht eigentlich für die Straßen jeder Großstadt? Ja, jeder Stadt und von jeher? Wir können uns heute von dem Schmutz und der Verdorbenheit der Straßen mittelalterlicher Städte kaum noch eine richtige Vorstellung machen. Zwar hatten manche Städte nach dem von Paris um 1185 gegebenen Beispiele schon anfangs des 14. Jahrhunderts ihre Straßen mit Steinen gepflastert, aber nicht lange danach schwammen ihre Gassen wieder in Kot. Noch im 16. Jahrhundert war es gang und gäbe, die schmalen Gänge zwischen den Häusern als Kloaken zu benutzen. Zu den Pflichten des Scharfrichters gehörte es, die Tierkadaver aus den Winkeln fortzuschaffen, und eben damit begann die ganze Straßenreinigung. Im London nach dem großen Brande (1666) noch schwollen, wie Macaulay berichtet, bei Regenwetter die mitten auf der Straße verlaufenden Gossen zu schwarzen Gießbächen an, Unmengen von tierischen und vegetabilischen Überbleibseln mit sich führend. Diese Schlammflut wurde durch die Fuhrwerke über die ganze Straßenbreite geschleudert, so daß die Fußgänger danach strebten, sich möglichst nahe an die Häuser zu drücken. „Der Gutmütige und Schüchterne räumte die Mauerseite ein; der Verwegene und Starke beanspruchte sie. Wollten zwei Raufbolde aneinander vorbei, so schlugen sie sich die Hüte ins Gesicht und stießen sich so lange, bis einer in die Gosse flog." Der spitzige Griffel Hogarths hat uns manch ergötzlich derbes Straßenbild jener Tage bewahrt. Im Berlin Friedrichs des Großen, das von den Fremden als „gantz ausnehmend" sauber gerühmt wurde, mußten die Bürger „bey Straffe von 6 Gr." zur Nacht den Unrat des Hauses „gantz tieff ins Wasser bringen und ausgiessen, damit der Unflat nicht beliegen bleibe, besondern vom Spree-Strohm sogleich mit fortgeführet werde". Noch zu Napoleons Zeit stellte eine offene Rinne inmitten der Boulevards den ganzen Schmutz der Straße, ja, des Stadtteils zur Schau.

An der Straße und auf den Straßen der Stadt hat sich von jeher ein gut Stück häuslichen wie öffentlichen Lebens ihrer Bewohner abgespielt. Da stehen seit den Zeiten der Römer die Buden von Handwerkern und Händlern, weit aus der Häuserflucht hervorspringend, an der Straße, sie engend, ja, unwegsam machend. Noch aus dem architektonischen Bilde der modernen Großstadt sind sie nicht völlig verschwunden, zumal wo die Straße zum Markte sich weitet, haben sie noch heute ihren angestammten Platz sich behauptet. Viel inniger als bei uns gehören solche Buden und offenen Werkstätten zur pittoresken Staffage romanischer und vollends orientalischer Städte. Wohl jedem, der das einmal sah, wird so der Anblick der Buden auf der Riva Venedigs etwa unvergeßlich sein, dieser Buden, in denen alles und jedes feilgehalten wird, was man sich nur zu erdenken vermag, dieser Buden, deren Schutzdach häufig nur eine zerrissene Strohmatte, ein altes Segel, ein geflicktes Bettuch ist. Auf der Straße wird gekocht und gegessen; auf der Straße wird Musik gemacht und wird Theater gespielt. Es war so gleichsam nur die Wiederbelebung und Erneuerung einer alten Sitte, als im Paris der großen Revolution auf eine Anregung des Jakobiners Garnier Launay gemeinschaftliche Mahlzeiten auf der Straße eingeführt wurden, zu denen jeder seinen Anteil an Speisen oder eine kleine Summe Geldes beisteuern mußte. Nicht selten schlossen solche Volksbankette mit Tanz, nicht selten auch erhitzte sich das Blut der Tafelnden, von Reden angefeuert, zu Ausschreitungen jeder Art, zu zügellosen Orgien wie zu Raub und Mord.

Wie in die gegebene Arena drängte zu allen Zeiten Freude und Schmerz, alle Leidenschaft des Volkes auf die Straße. Den Festzügen zu Ehren der Götter, den Triumphzügen der glücklichen Sieger folgte die tolle Ausgelassenheit der Dionysien und Saturnalien, folgten Karneval und Maifest, folgten auch die blutige Raserei der Sklavenaufstände, der Wahnwitz der Geißlerfahrten, folgte endlich die unabsehbare Reihe der „rollenden Särge", die zur Guillotine fuhren. Mit einem Schlage bekam die Straße damals ein neues Gesicht. Unter ihrer steinernen Decke schien ein Vulkan geschlummert zu haben; jetzt sprengte er die erstarrte Lava, überall züngelte Lohe hervor, erfaßte alles und jeden und wuchs mit Sturmesflucht durch das ganze Land. Blut netzte statt Regens und Weins das klaffende Pflaster; Kanonenkrachen und Flintengeknatter lösten die heiteren Schreie der Händler von ehedem ab; die Carmagnole raste durch den Kot der Straße. Jahre hat es gedauert, ehe sie wieder ihr altes Antlitz zeigte, und wie Krämpfe in qualvollem Erinnerungstraum ging immer wieder einmal seitdem und geht auch heute wieder die Welle der Empörung über ihr Pflaster und wirft es empor und türmt es zu Barrikaden. „Auf die Straße!" ist zum Kampfruf der Masse geworden; auf der Straße stellt sie ihre Not und ihre Macht zur Schau. Wie die wilden Kommunarden 1871 in Paris ihre Barrikaden errichteten, haben auch in Berlin im Juli des gleichen Jahres Barrikadenkämpfe stattgefunden: heimgekehrte Krieger ohne Obdach griffen so zur Selbsthilfe. Wie im Jahre 1848 hat auch jetzt wieder die Straße Blut getrunken, Bruderblut, das nach Rache schrie und immer neues Blut gefordert hat.

Durch die Jahrtausende zieht die Straße einher, in ihrem Pulsschlag das getreue Spiegelbild der Daseinsbetätigung eines Volkes. Im grauen Menschheitsnebel geboren, ist sie allgemach zur Beherrscherin des Menschen geworden; durch ihre Adern kreist sein Leben, ihre Krankheit greift ihm ans Mark, ihr Tod ist seine Vernichtung.

Vergeßlichkeit. Von Charlotte Ball

Wenn wir in Nächten, die so unermessen,
Ach, so unendlich traurig durch ihr Dunkel schleichen,
Vom Lichte träumen, haben wir vergessen,
Daß Sorge düstert auch in hellen Tagbereichen.

Und wenn des Tages grelles Licht die Geißel
Des Elends scharf umrissen zeigt, und wenn zu hämmern
Der Schmerz beginnt mit schmalem, hartem Meißel,
Dann sehnen wir uns nach verhüllend-mildem Dämmern.



Heidestimmung. Nach einem Gemälde von Angelika v. Tischendorf.

Die Seele der Landschaft.

Von Hildegard Heyne, Leipzig. (Hierzu eine Gemäldewiedergabe.)

Die Kunst des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hat den Höhepunkt in der Wiedergabe des Landschaftlichen erreicht. Berge, Meer und Flachlandschaft sind in all ihren Abstufungen, allen Beleuchtungen und Auffassungsarten mit und ohne Staffage, voller Motive und ohne eigentlich jeglichen Bildgegenstand (nur Erde und Himmel) immer und immer wieder von den verschiedensten Malertemperamenten gestaltet worden. Der Charakter der Gegend wurde prägnant herausgearbeitet, sie wurde zur Darstellung kühner Beleuchtungsprobleme benutzt, sie diente zur virtuosen oder delikaten Darlegung von Farbenharmonien, die des Gestalters Auge reizten, sie arbeitete die Stimmungen, die die Tageszeiten der Natur auslösen, heraus. In allen diesen Formen hielten sich das schaffende Subjekt und das gestaltete Objekt gewissermaßen die Wage. Wir fanden die Persönlichkeit des Gestalters wohl in der Art der Auffassung, der Mache, des Ausschnittes, aber das Gefühl, daß die Landschaft eine Seele bekommen hat, die direkt zu uns spricht, hatten wir dabei nicht. Eine Seele, die uns von den Sehnsüchten des Urhebers erzählt und doch wieder nur die im Objekt selbst ruhende Stimmung ausdrückt, die mit der des Schöpfers in einer merkwürdigen Einheit des Herzschlages zusammenschwingt. Ein einziger Künstler der Gegenwart hat dies Seelische, häufig bis zum transzendentalen Weltgefühl gesteigert, zum Ausdruck gebracht, das ist Wilhelm Steinhausen in Frankfurt a. M. Doch nicht von diesem Großen, Anerkannten wollen diese Zeilen sprechen, sie wollen ein bescheidenes Ehrenkränzlein flechten auf das Grab einer in weiteren Kreisen kaum Gekannten, das sich am 4. Oktober 1917 über einer Persönlichkeit von seltenem Zauber schloß, die der Tod, in den hohen Fünfzigern stehend, nach Jahren der Krankheit abberief. Angelika v. Tischendorf, die Tochter des berühmten Leipziger Professors der Theologie, der den Bibelkodex auf dem Sinai entdeckte, ist die Schöpferin unserer farbigen Heidelandschaft, auf die die obigen Ausführungen zielten. Hier finden wir das, was die moderne Landschaftsmalerei so selten gestaltet hat, weil sie vorwiegend technisch interessiert war, die Seele. Wie oft verlockte das Zauberland der blühenden Heide die Maler zur Darstellung, wie oft scheiterten sie, indem sie an der äußeren Gefälligkeit, äußerlicher Stimmungsmache hängenblieben. Ihre Werke waren der banale Niederschlag der schwärmerischen Reiseeindrücke der Durchschnittsmenschen. Angelika v. Tischendorfs Herz schlägt mit dem schwerblütigen Schlag des Pulses der Heide. Mit männlicher Kraft und Knappheit der Linie, in sonorer Farbensprache legt sie die Sehnsucht bloß, die um die einsamen Wacholder und über die trägen Gewässer der Moortümpel streicht. Es ist ihre Seele, die ruft und aus den Heidehügeln ihr Echo hört. Vom Jahre 1905 ab etwa hat sie diese persönlichste Gestaltungskraft in den Heidebildern gefunden, die meist in Leipziger Privatbesitz bewahrt werden. Ein Referent ihrer Nachlaßausstellung im Leipziger Kunstverein Frühjahr 1918 verglich sie mit Lenaus Dichtungen. Er hatte ein feines Auge, das Innerstes herausschaute. Den Romantikern stand sie nahe in ihrem ganzen Sein und Fühlen, nicht nur in ihrem literarischen Geschmack. Wie sie, suchte sie die Verknüpfung der Einzelseele mit der Weltseele auch in direkten philosophischen Studien. Wie bei diesen scheiterte ihr Können zuweilen an der Überschätzung des Gefühls und blieb bei mancher Leistung zu sehr im Wollen stecken.

Ja auch für ihre äußere Erscheinung fand Lenau das Wort: „Weil, auf mir, du dunkles Auge, — Übe deine ganze Macht, — Ernste, milde, träumerische, — Unergründlich süße Nacht!" So steht sie in ihrem Jugendselbstbildnis, originell in der Auffassung und koloristisch geistreich gestimmt, vor uns mit dem beschatteten Antlitz im Kontrast zur schlichten weißen Bluse, streng frontal gerichtet mit dem in sich zurückgezogenen verschlossenen Ausdruck und unter den brünetten Lockenscheiteln den rätselnden Blick der dunklen Augen, die noch in der Nachlaßausstellung die Beschauer in ihren Zauber zwangen. Und dann im höheren Alter die philosophisch abgeklärte Heiterkeit, die kleine Schalkhaftigkeit, die Güte und verstehende Menschlichkeit, die selbst in qualvollen Leiden den höheren Schwung und die Teilnahme an anderer Leid und Freud nicht verlor, sie waren erkämpft. Und darum waren auch sie wieder fähig, sich der Landschaft aufzuprägen als Seele der Schöpferin in den kleinen Ölstudien aus Bayern aus dem Krankheitsjahr 1916 so freundlich saftigen Grüns, so blauklaren Himmels und lichter Sonne, wie sie sie nie zuvor gemalt. Das Lächeln derer, die vollendet hat. Die älteren Werke tasten noch und spiegeln stärker die Lehre der Meister Vorgang, Butterfack und Ubbelohde, die sie bildeten. Aber immer geht durch alles Schaffen, mag sie Meer und Küste, stille Dörfchen, Flußtäler, Friedhöfe, Alpenlandschaft, die von ihr bevorzugte Abendstimmung schildern, ein eigener Zug von Intensität, persönlicher Auffassung, von Drang nach Mitteilung ihres ureigensten Empfindens, der uns fesselt, selbst wenn technisch noch Unebenheiten und Härten stören. Ubbelohde prägte es in die Worte: „Sie haben, was man nicht lehren kann." Das war auch der Grund, daß sie nur schuf, wenn sie den innerlichen Drang dazu empfand. So ist ihr Werk klein und wenig bekannt, denn oft lenkten die vielseitig Interessierte die reichen Zuflüsse, die ihrem regen Geist die bedeutenden Familienglieder gaben, ab, lange lebte sie bei einem Bruder im Orient, mit dessen landschaftlichem Charakter sie nicht mitempfinden konnte, dem gegenüber sie darum auch stumm tatlos blieb, später pflegte sie die hochbetagte Mutter.

Aber: „Höchstes Glück der Menschenkinder ist doch die Persönlichkeit", ein Glück, das, im Werk gestaltet, als Geschenk an die Menschheit fortwirkende Kraft hat.

Die Undankbarkeit.

Eine Betrachtung von Dr. Hermann Götz, Leipzig.

Undank ist der Welt Lohn! Das ist kein schönes, aber ein wahres Sprichwort. Wohl erntet nicht jede Wohltat Undank, aber wir begegnen ihm zu allen Zeiten, bei allen Völkern, in allen Schichten der Menschheit.

Schon von alters her wurde er als etwas Häßliches angesehen und an den Pranger gestellt. Die Bibel tadelt ihn an zahllosen Stellen, nicht selten mit harten Worten. So heißt es z. B. 5. Mos. 32, 5: die Undankbaren wären Schandflecken. Luc. 6, 35 werden die Undankbaren mit den Boshaften zusammengestellt. Auch der große Immanuel Kant nennt die Undankbarkeit ein Laster der Bosheit. Als besonders niedrig galt schon in frühen Tagen der Undank gegen Gott und die Eltern, weil diese die größten Wohltäter des Menschen sind. Die Juden nahmen alles Gute, das ihnen beschieden war, hin, als Erfüllung göttlicher Verheißungen, während das Böse, das über sie kam, ihnen als Strafe für Sündhaftigkeit und Undankbarkeit gegen Jahve erschien. Verletzungen der Pflichten gegen die Eltern wurden streng, sehr streng bestraft. Wer Vater oder Mutter grob schmähte, wurde öffentlich verflucht, unter Umständen sogar, z. B. wenn er die Hand gegen Vater oder Mutter erhoben hatte, mit dem Tode bestraft. Bei den Chinesen wird noch heute jeder, der sich dieses Frevels schuldig macht, auf die schauerlichste Weise langsam zu Tode gemartert. Die alten Perser bestraften denjenigen mit aller Strenge, der imstande war, seinen Dank für empfangenes Gute abzustatten, es aber unterließ. Sie gingen deshalb gegen die Undankbaren ohne Nachsicht vor, weil sie der Überzeugung waren, daß diese auch sonst nicht nach den Göttern, nach den Eltern, nach dem Vaterlande und nach den Freunden fragten, daß der Undankbarkeit die Schamlosigkeit folge, welche allem Schändlichen Tor und Tür öffne. Solon, der weise Gesetzgeber der Athener, hielt es für notwendig, folgende Bestimmungen zu erlassen: „Wer seine Eltern betrügt, soll eine Geldbuße erlegen und kein obrigkeitliches Amt erhalten"; „Seine Eltern soll jeder ehren"; „Wer seine Eltern schlägt, oder nicht ernährt, oder ihnen nicht Wohnung und die anderen Bedürfnisse darreicht, soll ehrlos sein". Daß auch wir Christen den Undank als schlimmes Laster verachten, besonders, wenn er sich gegen Gott und die Eltern richtet, bedarf keines Wortes. Wer hätte wohl bei der Besprechung des vierten Gebotes in der Schule ohne Erschütterung das Wort vernommen: „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen"?

Wollen wir uns über das Wesen der Undankbarkeit klarwerden, so müssen wir erst dasjenige der Dankbarkeit erfassen. Sie ist Zuneigung, Liebe, durch empfangene Wohltaten erweckt und verbunden mit dem Bestreben, dem Wohltäter Freude zu machen, ihm das, was er getan hat, auf irgendeine Weise zu vergelten. Mit Recht sagt Rousseau: „Dies Gefühl ist so natürlich!" Viel Optimismus aber verrät der geistreiche Franzose, wenn er sagt: „Macht man je die Erfahrung, daß ein von seinem Wohltäter vergessener Mensch diesen vergißt? Im Gegenteil: mit Vergnügen spricht er immer von ihm, und mit Rührung denkt er an ihn. Findet er Gelgenheit, durch irgendeinen unerwarteten Dienst ihm zu zeigen, daß er seiner Dienste sich noch erinnert, mit welcher inneren Befriedigung genügt er dann seiner Dankbarkeit. Mit welcher Wonne gibt er sich zu erkennen! Mit welchem Entzücken sagt er: Nun ist die Reihe an mir. Das ist in der Tat die Stimme der Natur. Eine wahre Wohltat findet nie einen Undankbaren." So sicher die Dankbarkeit ein natürliches Gefühl ist, so gewiß lehrt die Erfahrung doch, daß auch wahren Wohltaten der Undank folgt, bisweilen Undank in niedrigster Form, aber ebenso unbestreitbar ist und bleibt es, daß nicht alles Undankbarkeit ist, was als solche erscheint. Strenge, Zwang, Strafen werden bei Kindern nie Dankbarkeit auslösen, weil sie von ihnen erst viel später als Wohltaten erkannt werden. Roh will es erscheinen, und auf gänzliche Unkenntnis der kindlichen Natur läßt es schließen, wenn in vergangenen Zeiten Erzieher forderten, daß Kinder die Rute küßten oder sich wenigstens für die „gnädige Strafe" bedankten. Wie fein und richtig ist doch die Äußerung des großen Menschenkenners Goethe: „Strafen heißt: dem Jüngling wohltun, daß der Mann uns danke." Von Undankbarkeit dürfen

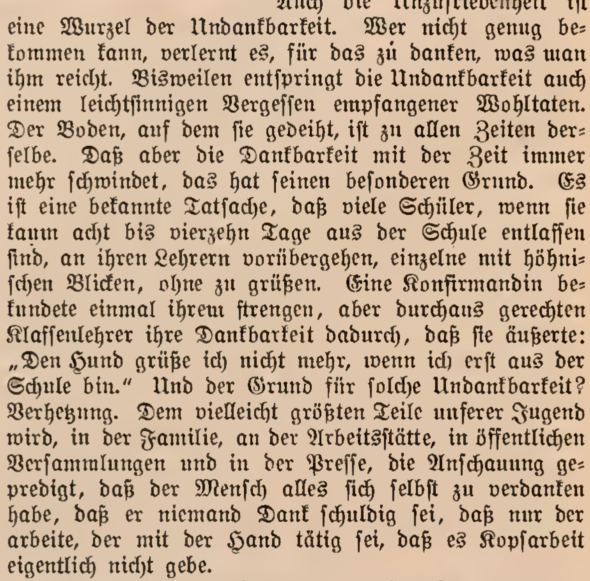
wir erst dann bei dem Kinde reden, wenn wir dessen gewiß sind, daß es Wohltaten, die ihm erwiesen worden sind, auch wirklich als solche erkannt hat. Zu erwägen und zu beherzigen sind auch die folgenden Worte des Pädagogen A. H. Niemeyer: „Vergißt doch der Erwachsene und selbst der bessere Mensch in der Fülle der Freude über sein Glück, an den Urheber desselben zu denken, und nichts wird in der Welt häufiger aufgeschoben als der Dank.“ — „Sieht man nicht Kinder die herrlichsten Geschenke hinnehmen, sich wohl auch jubelnd über sie freuen, dann allen, die in ihrer Nähe sind, und endlich, dem Geber zuletzt, in die Arme fallen; und das vielleicht nur aus Freude über ihren Besitz, ohne daß der eigentliche Dank aus dem Herzen auf die Lippe kam, bis sie endlich durch das oft gehörte ‚Bedanke dich doch!‘ die Form beobachten lernten? Nein — erwartet und fordert nicht Dank von Unmündigen! Ihnen, meinen sie, gehört die Welt, und ihr selbst seid in ihren Augen nur um ihretwillen da. Wenn erst die Reflexion in ihre Seele an die Stelle der bloßen Empfindung tritt, wenn die Überlegung sie nach und nach über ihr wahres Verhältnis aufklärt, wenn die vernünftige Liebe von der sinnlichen Liebe geschieden wird, wenn der Geist sein wahres Wohl und seine wahren Wohltäter erkennen lernt: dann erst wird die Dankbarkeit die Seele erfüllen, wird späte Rührung das Herz bei dem Gedanken an alle die Aufopferungen der Mutter ergreifen, die ihnen vormals das Kind und der Knabe als Schuldigkeiten abtrotzte.“ Der Zeitpunkt, den Niemeyer im Auge hat, tritt je nach der geistigen Entwicklung bei verschiedenen Kindern zu verschiedener Zeit ein, bei manchen viel früher, als es nach seinen Ausführungen der Fall zu sein scheint. Er geht an der Tatsache vorüber, daß man nicht nur durch Reflexion, d. h. durch Verstandestätigkeit, sondern auch instinktiv, gefühlsmäßig, intuitiv Wohltaten als solche erfassen kann. Die geradezu rührenden Beweise von Dankbarkeit, die uns bisweilen bei höherstehenden Tieren entgegentreten, wären sonst gar nicht möglich. Wenn ein kleines Kind, um das sich die Mutter sorglich bemüht, dieser zärtlich die Wange streichelt, oder wenn es zum Vater, der ihm etwas mitbringt, sagt: „Du bist gut,“ oder wenn ein Schüler, der im ersten Schuljahre von einem strengen, aber gerechten Lehrer unterrichtet wird, daheim erklärt, er möchte seinem Lehrer, weil er so gut sei, einen Strauß mitnehmen, so hat man es mit Regungen der Dankbarkeit zu tun, die sich wohl schwerlich auf eingehende Erwägungen zurückführen lassen. Zeigen sich hingegen Kinder in frühen Lebensjahren auch dann, wenn sie von den Eltern oder anderen Liebesbeweise empfangen, immer unfreundlich, unliebenswürdig, äußern sie sich bereits während ihrer ersten Schulzeit in absprechender Weise über ihre Lehrer, so ist, wenn auch nicht vollendete, so doch mindestens keimende Undankbarkeit zu befürchten.



Der Trotzkopf.

Jedem sittlichen Menschen erscheint die Undankbarkeit als etwas ungemein Häßliches. Warum? Während die Dankbarkeit ihren letzten Grund nicht in der Erkenntnis oder dem Erfühlen einer Wohltat als solcher hat, sondern in der Liebe, in dem Gerechtigkeitsgefühl, in einer gewissen Feinheit des Gefühlslebens, verrät die Undankbarkeit Lieblosigkeit, Ungerechtigkeit, Gefühlsroheit. Im Herzen des Undankbaren ist alles Gute erstorben. Es läßt ihn gleichgültig, daß er seinem Wohltäter unrecht und bitter weh tut. Er denkt nicht daran, daß er tiefer steht als manches Tier. So ist mit der Undankbarkeit ein gewisser Stumpfsinn verbunden. Es gibt Undankbare, die wollen niemand verpflichtet sein; sie möchten alles, was sie erreichen und was ihnen das Leben angenehm macht, sich ganz allein zuzuschreiben haben, und empfinden Wohltaten geradezu als Beleidigungen. Bei ihnen ist die Undankbarkeit mit Hochmut, Dünkel, Selbstvergötterung verschwistert. Die Dankbarkeit besitzt eine einende Kraft. Die Undankbarkeit dagegen trennt die Menschen, sie verbittert guten Menschen die Freude, Gutes zu tun, und hat besonders in unserer jetzigen Zeit schon manchem die Kraft gelähmt, schon manchem das Herz gebrochen, der seines Lebens Ziel darin sah, der Menschheit zu dienen.

Die rechten Mittel zur Bekämpfung der Undankbarkeit finden wir, wenn wir ihre Ursachen aufsuchen. Von Rousseau stammt das Wort: „Die Undankbarkeit wäre nicht so häufig, wenn die auf Wucher gegebenen Wohltaten weniger häufig wären.“ Wer erkannt wird als einer, der Gutes tut um irgendeines Lohnes willen, der darf auf Dankbarkeit nicht rechnen. Auch die Unzufriedenheit ist eine Wurzel der Undankbarkeit. Wer nicht genug bekommen kann, verlernt es, für das zu danken, was man ihm reicht. Bisweilen entspringt die Undankbarkeit auch einem leichtsinnigen Vergessen empfangener Wohltaten. Der Boden, auf dem sie gedeiht, ist zu allen Zeiten derselbe. Daß aber die Dankbarkeit mit der Zeit immer mehr schwindet, das hat seinen besonderen Grund. Es ist eine bekannte Tatsache, daß viele Schüler, wenn sie kaum acht bis vierzehn Tage aus der Schule entlassen sind, an ihren Lehrern vorübergehen, einzelne mit höhnischen Blicken, ohne zu grüßen. Eine Konfirmandin bekundete einmal ihrem strengen, aber durchaus gerechten Klassenlehrer ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie äußerte: „Den Hund grüße ich nicht mehr, wenn ich erst aus der Schule bin.“ Und der Grund für solche Undankbarkeit? Verhetzung. Dem vielleicht größten Teile unserer Jugend wird, in der Familie, an der Arbeitsstätte, in öffentlichen Versammlungen und in der Presse, die Anschauung gepredigt, daß der Mensch alles sich selbst zu verdanken habe, daß er niemand Dank schuldig sei, daß nur der arbeite, der mit der Hand tätig sei, daß es Kopfarbeit eigentlich nicht gebe.



Wollen wir die Undankbarkeit bekämpfen, so müssen wir vor allem auf die Jugend einwirken. Der Erzieher

fordere nie Dank für Wohltaten, die er selbst dem Kinde erwiesen hat, und nie rühme er sich derselben, wohl aber spreche er mit ihnen von solchen, die sie anderen zu verdanken haben. Man verwöhne die Kinder nicht durch viele Geschenke und durch zu schnelles Eingehen auf alle ihre Wünsche, sonst bereitet man der Unzufriedenheit und damit indirekt der Undankbarkeit den Weg. Man beachte die folgenden Gedanken, die sich nicht besser ausdrücken lassen, als es durch Niemeyer geschehen: „Dankbarkeit läßt sich so wenig wie Reue über bewiesene Undankbarkeit oder Ungehorsam erzwingen. Man erzwingt durch erpreßtes Danken und Abbitten höchstens die Grimasse der Dankbarkeit und der Reue. Ermahnungen, Vorwürfe, wohl gar Anfahren, Strafen erbittern desto mehr. Mit der inneren Besserung des ganzen Sinnes kommt das Gefühl von selbst empor, wenn man nur Dank durch die Art des Wohltuns zu verdienen versteht. Gleichwohl ist die Gewöhnung der Kinder, für das kleinste empfangene Gute jedermann zu danken, nicht, wie einige geradehin meinten, zu tadeln, weil sie wenigstens die Idee rege erhält, daß Wohltat Dank verdiene. Gebe man ihnen zuerst das Beispiel! Die kleinste Gabe, der kleinste Dienst werde in ihrer Gegenwart mit dem Ausdrucke des Dankes angenommen; man danke ihnen selbst für jede freie Dienstleistung. Sie lernen dadurch den Begriff der Wohltat mit dem des Dankes verbinden. Was anfangs nur Sitte ist, kann nach und nach Gesinnung werden." Besserung der Gesinnung bleibt das Wichtigste. Darum zeige das Elternhaus sowohl wie die Schule dem Kinde bei jeder passenden Gelegenheit, wie schön die Dankbarkeit und wie häßlich der Undank ist.

Das Kind muß sich darüber klarwerden, daß man nur in einem geordneten Staatswesen seiner Arbeit nachzugehen und seines Lebens froh zu werden vermag, daß der Mann mit der schwieligen, fleißigen Hand diese oft untätig im Schoße ruhen lassen müßte, wenn es nicht Leute gäbe, deren Geist am Tage und oft bis tief hinein in die Nacht darüber nachsinnt, wie ergiebige Erwerbsquellen geschaffen und neue Absatzgebiete erschlossen werden können, daß nicht nur der Arbeitgeber seinen Arbeitnehmern für ihre Dienste zu Dank verpflichtet ist, sondern daß auch diese ihm solchen schulden. Wer dazu beiträgt, daß die Jugend so denken lernt, der hilft die Wurzeln der Undankbarkeit abgraben, der arbeitet an der Veredlung der werdenden Menschenseelen.

Neue Lyrik

Herbst. Von F. W. Wagner

Die Abende wachsen mehr und mehr
In die Tage hinein,
Sie machen das Leben dunkel und schwer
Und Licht und Lachen klein.

Und Träume wachsen, bleiche Ranken,
Und saugen das Blut
Aus den Seelen. Und die Gedanken
Der Menschen sind nicht mehr gut.

Unterm Haselbusch. Von Kurt Siemers

Der Herbstwind weht Lieder
Mir heimlich ins Ohr.
Nie sah ich dich wieder,
Seit ich dich verlor.

Die brennen wie Funken
Durch sternlose Nacht . . .
Vergessen, versunken:
Hast ums Glück mich gebracht.

Die Hasel wirft Nüsse
Wohl über mich her.
Deine kühlen, kühlen Küsse,
Die brennen so sehr.

Es rauschen die Flüsse
Ins endlose Meer.
Deine kühlen, kühlen Küsse,
Die brennen so sehr —

Der Friede. Von Charlotte Ball

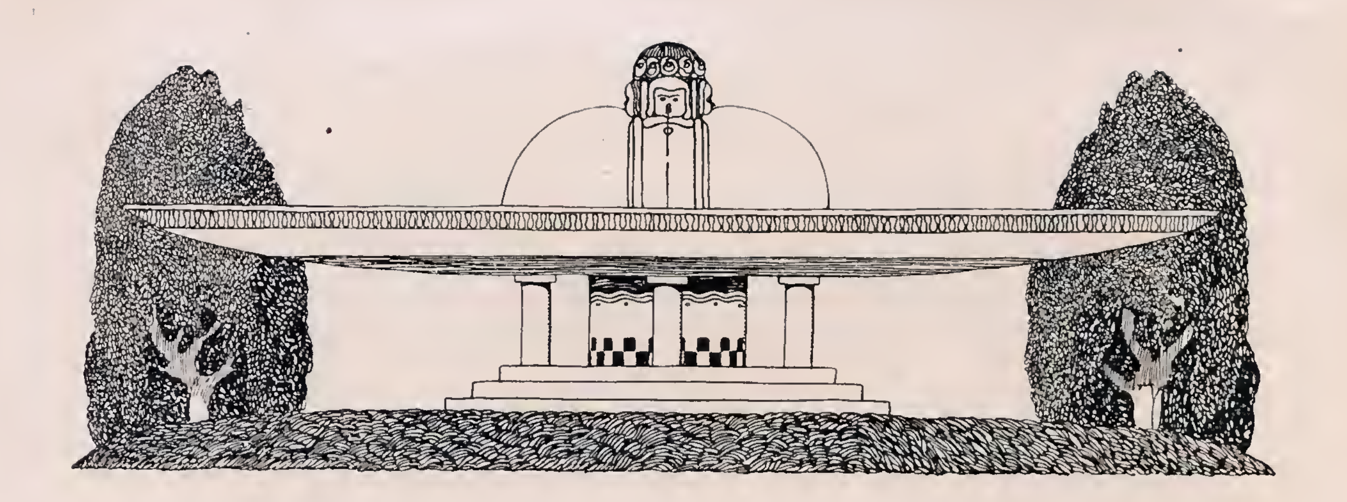
Friede — wir träumten von dir als einem holden
Knaben, von dessen Auge ein Leuchten ging . . .
Über dem das Himmelsblau sonnengolden
Und durchwärmt von der Liebe Gottes hing.

Also träumten wir einst. — Doch wir alle wissen,
Deren Herzen so oft zerquält vom Leid,
Daß die Träume, die unsre Seele küssen,
Schöner sind als der Erde Wirklichkeit.

Sahen dich, die Lippen zum Lächeln schon offen,
Leise die Stirne nur von Erinnrung umwolkt,
Schmerzlich gedenkend, aber doch hell an Hoffen —
Blütenumkränzt und frühlingsvögelgefolgt.

Aber daß du uns, Friede, eine so große,
So undenklich große Trauer gebracht,
Haben selbst unbehütet vom Traumesschoße,
Haben im wachsten Wachen wir nicht gedacht.

Von deinem Auge geht nicht Licht, sondern Schrecken;
Tötende Kälte folgt dir, kein Schmetterlingstanz.
Statt der Blumen umgeben dich Dornenhecken —
Und auf ewig erlosch deinem Namen der Glanz!



Die Wunderschale

Von Georg von der Gabelentz

Ein König hatte einst im Saal seines Palastes seine Berater und Großen versammelt, denn Land und Volk waren in Not, trotz aller Weisheit, mit der man sie zu regieren glaubte. Der König war darüber niedergeschlagen und begehrte zu erfahren, wie man die Dankbarkeit der Untertanen sich erwerben, ihnen Glück bringen könne. Und das wollte er dann die Kinder in allen Schulen und die Erwachsenen von allen Kanzeln herab lehren lassen. Die Großen stritten sich, einer riet dies, der andere das. Sie konnten sich nicht einigen, und doch wußten alle, wie sehnsüchtig die Menschen Eintracht und Glück begehrten.

„Warum nur geben sich die Menschen nicht zufrieden?" fragten sie immer wieder. „Ist unser Reich nicht mächtig? Lest doch, wie man es fürchtet. Fehlt den Leuten etwa das Geld? Sie haben dessen mehr als sie bedürfen. Fehlen ihnen Wissen oder Vergnügen? Sie brauchen nur zuzugreifen." Endlich meinten sie: „Vielleicht kennen wir, wir Großen, die Not nicht genug. Wir wollen darum den Elendesten unter deinen Untertanen aufsuchen, König, er muß ja am besten wissen, was uns fehlt."

Dem König schien dieser Rat verständig, und er schickte umher und befahl, den Ärmsten seines Volkes zu suchen, ob er wohl imstande sei, den Weisen und Mächtigen zu sagen, was man anfangen solle, damit nicht immer das Ungemach den Menschen wie ein mitleidloser schwarzer Geier erschiene, und damit sie erkennten, wie man doch nur ihr Bestes wolle.

Nach einigen Tagen brachten die Boten des Herrschers einen alten Mann, der so arm und elend war, daß er nicht mal mit anderen Bettlern zusammen sich zu zeigen wagte, sondern fern von allen Menschen im Walde in einer Höhle hausen und von Wurzeln sich nähren mußte. Ließ er sich aber einmal blicken, so liefen die Kinder mit Gespött hinter ihm drein. Und diesen zerlumpten Kerl brachten sie an den Hof des Königs und führten ihn in den Kreis seiner Räte und Freunde. Alle aber wichen zurück vor dem Menschen und lachten über die bunten Lappen, die ihn umhüllten, über die Magerkeit seiner Glieder, sein wirres Haar. Und der Kanzler sagte laut und fast ärgerlich: „Wahrlich, es ist weit mit uns gekommen, daß wir die Weisheit bei diesem Manne suchen müssen."

Der König aber winkte dem Bettler, ohne Scheu näher zu treten, und so sehr ihn auch die Häßlichkeit dieses Fremden anwiderte, so überwand er doch seine Abneigung vor den Lumpen eines solchen Menschen, und er redete ihn an: „Wir wissen nicht, welches Heilmittel wir finden sollen für die Not unserer Völker. Und unsere Völker selber wissen es nicht. Sie suchen nach diesem und jenem, gehen nach rechts und gehen nach links und finden keinen Ausweg. Alle Gesetze fruchten nichts. Einer ist hinter dem anderen her. Der Bettler erschlägt den Bettler um einen Groschen, der Reiche verdrängt den Reichen aus seinem Besitz, und die Herrscher führen Kriege um der Macht willen und zerstampfen die Länder um ihrer Schätze willen. Wenn du es weißt, so sag du uns, was uns fehlt, womit wir alle diese Lasten und Leiden der Welt aufwiegen können."

Der Bettler dachte eine Weile nach, dann bat er, man möge ihm eine Wage bringen. Und als man sie ihm gebracht hatte, hielt er sie hoch in der Hand den Versammelten hin und sprach: „Schaut her, in dieser linken Schale liegt alles Glück der Menschen. Und nun laßt einmal sehen, was ihr in die rechte tun wollt, um die Schale des Glücks zum Steigen zu bringen."

Der König und die Seinen sahen einander mit Heiterkeit an und meinten: „Du sonderbarer Weiser! Willst du Späße machen? Deine Schale ist ja leer. Die werden wir ohne Mühe zum Steigen bringen. Aber immerhin, um des Scherzes willen soll dein Wunsch erfüllt werden."

Und einer der Großen trat vor den Bettler und rief: „Gib acht, ich meine, die Macht muß uns das Glück schaffen!" Und er warf sein stählernes Schwert mit dem erzbeschlagenen Wehrgehenk rasselnd in die rechte Schale.

Aber wider Erwarten hob sich die andere Schale nicht um Haaresbreite.

„Siehst du, wie unrecht du hast?" triumphierte ein anderer; er schleppte einen Sack heran, den er mit goldenen und silbernen Münzen hatte füllen lassen, und rühmte: „Nun werd' ich euch zeigen, Freunde, wie diese Last die Schale des Glücks emporschnellen wird."

„Gib!" ermunterte ihn der Bettler.

Und der Reiche schüttete die klirrenden Münzen aus und sagte: „Laß die Menschen Gold gewinnen, König, so wirst du ihnen das Glück bringen! Und vergiß auch nicht, dem geringsten Bettler noch eine Gabe hinzuwerfen!"

Aber auch das Gold hob die Schale des Glücks nicht um Haaresbreite. Betroffen trat der Spender zurück, und

alle sahen verwundert auf den Bettler, der ruhig die seltsame Wage weiter emporhielt.

Da nahte ein Dritter und rief: „Hab' ich es nicht gesagt? Wir wollen es mit dem Wissen versuchen! Bringt die Bücher herbei, in denen die Gelehrten die Weisheit von Jahrhunderten niederlegten. Das Wissen muß den Menschen Glück geben.“ Und er häufte die Werke der Dichter und Denker auf die Wage.

Die Schale des Glücks hob sich nicht auch nur um eines Haares Breite.

Verwirrt durch das Unerklärliche sahen die Männer sich an, und sie waren nahe daran, ärgerlich auf den Bettler zu werden und vom König zu fordern, daß er diesen hinausjage, der seinen Spott mit ihnen treibe; da kam lachend der Kellermeister des Königs und brachte einen schweren, goldenen Pokal, bis an den Rand mit köstlichstem Wein gefüllt. Und der Kellermeister rief: „Wenn Macht und Reichtum und Wissen den Menschen kein Glück bringen können, so muß es doch sicher der Genuß vermögen!“ Und er beschwerte die Wage mit dem Pokal.

Doch die Wage des Glücks bewegte sich noch immer nicht.

Da sprang der König von seinem Stuhle auf, warf zornig seinen Mantel von sich und rief: „So sollen wir also ewig umsonst arbeiten, wenn wir dem Volke Macht gewinnen, Reichtum erwerben, ihm Wissen schenken? Selbst der Genuß vermag den Menschen kein Glück zu geben? Nun zeige endlich, Alter, was du meinst. Was kann schwerer wiegen als alle die Schätze, die wir vor deinen Augen in die Wagschale warfen? Es muß beim Teufel ein sehr seltenes Ding sein, da wir es alle nicht zu kennen scheinen.“

Der fremde Bettler richtete sich auf, hob die Hand, führte sie an die Lippen und biß sich in den Finger. Dann hielt er die Hand über die Schale, in der die Großen des Königs das Schwert und das Gold, die Bücher und den Pokal gelegt. An seinem Finger quoll ein Tropfen Herzblut auf und fiel herab, und die Schale sank mit einmal unter diesem Tropfen, sank herab, die Schale des Glücks aber hob sich empor.

„Was war das?“ fragte der König und sah erstaunt um sich. „Mann, was tatest du in diese Schale, daß sie sich jetzt mit einmal bewegt?“

„Ich tat hinein, was ihr alle vergessen habt euren Gaben mitzugeben: Opfer der Liebe.“

Und die Großen verstummten, daran hatte keiner von ihnen gedacht.

Und der Bettler ging davon, und es war niemand, der es gewagt hätte, über den sonderbaren Fremden auch nur zu lächeln.

Der Priester von Hamadan

Von Ferdinand Lamey

Einst lebte im Lande Hamadan ein Priester am Wort, und der Ruf seiner Gelehrsamkeit war keines anderen gleich. Denn er war allzeit über den Büchern her, bei Tag und Nacht, und kannte alle Aufzeichnungen der Schriftgelehrten inwendig und auswendig nach ihrer Ordnung.

Darum fanden sich viele Schüler zu ihm, auf daß er ihnen sage alles, was in den Büchern geschrieben stehet von Alpha bis Omega.

Also geschah es, daß das Geschrei von der Weisheit dieses Menschen auch zu den Ohren Zarathustras kam.

Da machte sich der Weise auf gen Hamadan, trat zu dem Priester und trachtete also seiner Wissenschaft auf den Grund zu kommen:

„Warum setzest du dein Leben und alle Kräfte deines Geistes an die Bücher?“

Er aber hob die Nase nicht von dem Papyros, darinnen er sie vergraben hatte, und murrete:

„Ich lerne!“

Zarathustra aber fuhr fort, und sie warfen den Ball der Rede einer dem andern zu wie folgt:

„Wozu lernst du?“

„Damit ich lehre!“

„Was aber lehrst du?“

„Was ich weiß!“

„Und solcher Art, daß deine Schüler erleben, was sie erlernen?“

Da zog der Priester mit einem Ruck die Nase aus dem Buch, verwunderte sich hoch und wiederholte: „Erleben?“

Zarathustra lächelte ein wenig: „Erlebst du denn nicht selbst deine Lehre mit den Lernenden?“

Jener aber verstummte in Staunen, und es ward eine kleine Stille, ehe der Meister wieder begann.

„Habe ich dir Unerhörtes gesprochen? Oder was ist Wissen ohne Erleben?“

Da warf der Büchermann das Haupt: „Wissen ist Macht!“

„Die Macht schafft Herren!“ sprach Zarathustra ernst.

„Die Herren sind wir!“ rief der Priester und traf mit der Hand die dröhnende Brust.

„Aber Herren schaffen Knechte,“ schlug ihm die Weile des Wortes entgegen.

Da neigte der andere sein Haupt und senkte den Blick in Ergebung:

„Ahuras Schöpferwort hat Herren und Knechte gesetzt von Anbeginn.“

„Weißt du so wohl Bescheid,“ sprach darauf Zarathustra, „so sage mir, wo sind die Bezirke Ahuras?“

„Bei den Wissenden,“ dröhnte stark und gewichtig die Antwort.

„Du irrst,“ rief der Weise, „du irrst! Erst wo das Wissen aufhört, beginnt das Reich des Schöpfers, darinnen weder Herren sind noch Knechte. Eng ist der Ring des Wortes, und Ringe reihen sich zu Ketten. Der Zeit ist ihr Ziel gesetzt, und jenseits liegt das Unendliche. Im Nichtwissen wohnt die Wahrheit. Dort suche Tiefe, Größe, Schönheit. Und alle Güte ist nicht der Bücher, sondern der Menschen. Worte fahren dahin, aber der Geist vergehet nicht. Lehre Verstehen, so wirst du ein freies Geschlecht heranbilden und des Schöpfers Werke tun!“



Das Glasarmband

Erzählung von Gregor Xenopulos

Eine kleine hellblaue Glasschlange, ein dünnes, unscheinbares Ding, trug Maria, meine Braut, stets als Armband. Als ich sie kennen lernte und das Schlänglein an ihrem Arme sah, dachte ich: Welch ärmliches Armband! Ich muß ihr doch ein besseres kaufen.

Und bei der ersten Gelegenheit brachte ich ihr ein schönes Armband aus Korallen und Gold mit, das ebenfalls eine Schlange darstellte. Nach der Geschichte mit der Eva fällt es einem schwer, für die Frau ein passenderes Symbol zu finden.

Wie groß, wie zärtlich ihre Freude war! Rot wurde sie, rot wie die Koralle, und wie das Gold glänzte ihr Auge zwischen den langen Lidern, als sie das Geschmeide im offenen Etui betrachtete. Dann nahm sie es an sich, küßte mich innig und brachte das Angebinde beiseite.

Morgen wird sie es anlegen, dachte ich. Aber nein, ich sah das Glasarmband an seinem alten Platz. Gleichwohl hielt ich es für gut, kein Wort darüber zu verlieren, ob mir schon eine gewisse Ahnung sagte, die Sache müsse ernster sein als ein bloßer Zufall oder eine verzeihliche Unachtsamkeit. Nach zwei, drei Tagen aber litt es mich nicht länger, und in dem natürlichsten Tone der Welt sagte ich zu ihr: „Aber, liebe Maria, ich habe dir doch ein Armbändchen gekauft ... warum trägst du es denn nicht?"

Erstaunt sah sie mich an, als verstände sie meine Worte nicht. Und ich fuhr fort: „Warum bestehst du so darauf, das da — noch dazu einen unechten Schmuck — zu tragen?"

Sie richtete ihre Augen sogleich auf das Armband und sah es lange und schweigend an.

„Gut . . . von morgen an werde ich deins tragen. Dies wollte ich . . . nur so für alle Tage . . . aber wenn es dir nicht gefällt . . ."

Sie hielt inne und betrachtete wieder die Glasschlange. „. . . dann will ich von morgen ab dein Geschenk tragen."

Etwas Trauriges lag in ihrem Blick und in ihrer Stimme. Ihr Entschluß erschien wie ein Opfer, das sie meiner Liebe brachte.

Am nächsten Tage trug Maria wieder nicht mein Armband. Diesmal sagte ich zu ihr: „Nun, das Armband?"

„Ach ja, Liebster! Ich hab's vergessen. Ich will es sogleich . . . oder nein . . . jetzt kann ich nicht danach suchen . . . ich trag' es von morgen an."

Ich glaubte ihr und ließ sie in Ruhe. Aber am nächsten Tage war es wieder dasselbe. Da ärgerte ich mich nun doch und wollte es ihr sagen, fürchtete aber, ich würde zu schroff werden, und war still. Und je länger ich das Glasband an ihrem Arme sah, desto mehr wuchs auch mein Groll. Doch ich nahm mich zusammen, ließ mich zu keiner Bemerkung hinreißen und zeigte nicht im geringsten, daß ich etwas gegen sie hatte.

So vergingen viele Tage, ohne daß Maria an mein Armband auch nur zu denken schien.

Nun hatte ich eine kleine Reise vor. Und da sagte ich nach dem letzten Abschiedskuß, nicht ohne einige Überwindung: „Maria, wenn ich wiederkomme, wirst du dann mein Armband tragen? Maria, ich will es!"

„Gut."

„Gibst du mir dein Wort?"

„Ja."

„Bei unserer Liebe?"

„Bei unserer Liebe."

Mit solcher Bestimmtheit sprach sie den Schwur, daß er mich mit dem Entschluß abreisen ließ: trägt sie bei meiner Rückkunft dennoch nicht mein Armband, so löse ich die Verlobung auf.

✡

An dem Abend, an dem ich zurückkam, streckte sie mir mit unbeschreiblicher Freude beide Hände entgegen. Da ... bei Gott: wohl trug sie an einem Arme mein Armband, am anderen aber das ihrige!

Was sollte ich sagen, was beginnen? Und dabei sah mich die Schelmin auch noch auf eine Weise an, als wollte sie sagen: Siehst du, wie ich Wort gehalten habe? — Und ich küßte sie tausendmal.

„So war es aber nicht gemeint!" sagte ich in einem geeigneten Augenblick heimlich zu ihr.

„Was denn?"

„Ich hatte doch wohl gebeten, du möchtest mein Armband tragen — aber doch nicht mit dem anderen zugleich."

„Nein! Nein!" rief sie heftig. „Gott ist mein Zeuge: du hast mir gesagt, ich sollte deines anlegen, aber nicht, daß ich dies andere nicht tragen solle."

„Gut. Aber wenn ich dir's jetzt sage . . .?"

„Hm. Wenn du mir's jetzt sagtest . . .?"

Und sie ließ die Stimme sinken, näherte ihre Lippen meinem Ohr und flüsterte: „So würde ich dir den Gefallen nicht tun."

Ich fuhr auf, als hätte mich die Glasschlange gebissen.

„Aber warum nicht? Ist es denn etwas so Furchtbares, ein Armband abzulegen, das mir nicht gefällt, selbst wenn es nicht aus Glas, sondern aus Diamanten bestünde!"

„Ach, so hör doch auf! Da es dir nicht gefällt, so wird dein Wille auch geschehen. Von morgen ab trag' ich nur deins."

Da, in meiner Begeisterung über das große Opfer, beging ich den Fehler, zu fragen: „Wer hat dir denn, sag mal, dieses Armband eigentlich geschenkt, von dem du so viel Aufhebens machst?"

Sie errötete nicht, erbleichte auch nicht, nur ihre Zunge vergaloppierte sich ein wenig: „Ich weiß nicht . . . kann mich nicht darauf besinnen . . . ach ja! Mein Vater hat es mir gekauft . . . vor vielen Jahren."

Ein zweiter, noch schlimmerer Fehler von mir war der: ich fand ihren Vater nebenan und fragte ihn: „Das

blaue Armbändchen, das Maria trägt ... es ist wunderschön ... haben Sie es ihr gekauft?"

Der Vater setzte seine Brille auf, betrachtete es — gewiß zum erstenmal — und antwortete: „Nein, mein Sohn."

Von diesem Augenblick an packte mich die rasendste Eifersucht. Entweder sollte das Glasband von ihrem Arm verschwinden, oder ich würde sie verlassen oder ich würde mir das Leben nehmen! Ich lernte in meiner Seele einen Othello kennen, der noch furchtbarer ist als der Shakespearesche: die Eifersucht gegenüber der Vergangenheit der Geliebten ...

Ein dritter Fehler von mir — ach, wozu sie alle der Reihe nach aufzählen? Ich ertappte sie wieder und sagte: „Maria, nimm das Armband ab! Maria, ich habe über dies Armband etwas erfahren, was ... Morgen will ich es bestimmt nicht mehr an deinem Arme sehen! Maria, wenn du länger darauf bestehst, begehe ich eine Tollheit!"

Ich erwartete, sie würde fragen, was ich denn erfahren hätte. Nichts davon! Als hätte sie nur meine Stimme, mein Benehmen erschreckt, blieb sie stumm und sah mich nur staunend an. Aber dabei waren ihre Augen blau, so blau wie der klare Himmel, und das beruhigte mich damals etwas.

Elf volle Tage spiegelte sie mir vor, sie würde das Armband abnehmen. Weiß der Himmel, wo sie so viel Ausreden, so viel Erfindungen hernahm! Heute dies, morgen das! Bald wurde sie böse, bald weinte, bald lachte sie; bald schwieg, bald schwatzte sie. Und der verwünschte Schmuck war immer noch da, an derselben Stelle, Und wenn sie die Hände so ineinander legte, daß die beiden, die Glas- und die Korallenschlange, aneinander gerieten, da glaubte ich, sie würden lebendig, würden wild, wild vor Eifersucht, und wollten einander auffressen ... Unbedingt: eine von beiden mußte fort!

Ich sagte es ihr, das heißt, ich sagte es ihr noch einmal. Jedesmal hatten sich meine Worte geändert, aber der Sinn war immer derselbe geblieben:

„Von morgen ab wirst du nur ein Armband tragen! Ich will es! Hörst du? Wähle jetzt, welches von beiden du willst! Und dann werde auch ich wählen!"

Sie gehorchte: am folgenden Tage trug sie nur eins, aber ... nicht das meine! Ich geriet außer mir, ich schrie, ich tobte, aber sie wartete ruhig, bis ich schwieg; dann sagte sie zu mir mit Ernst und Festigkeit: „Höre! Du verlangst etwas Unmögliches! Dieses Armband, das du siehst, kann ich nicht ablegen. Den Gefallen tu' ich dir, nicht zugleich auch deins zu tragen; weiter aber auch nichts. Dies werde ich tragen, solange ich lebe, und mit dem Armband wird man mich ins Grab legen. Verlange nicht, mehr zu erfahren. Ich werde es dir niemals sagen. Doch wenn du diesen meinen Entschluß unpassend findest, so nimm deinen Ring zurück. Ein solcher Schritt würde mich bitter schmerzen; denn ich liebe dich sehr und möchte mit dir zusammen leben. Doch bestehst du durchaus darauf, daß ich auf das Tragen dieses Armbandes verzichten soll, so lebe ich lieber für mich allein. Diese Erklärung war ich dir schuldig. Jetzt tue, was dir gutdünkt."

Brauche ich zu sagen, daß ich sie liebte? Oh, ich liebte sie! Wie hätte ich sonst ohne Widerrede anhören können, was sie da sagte? Und wie anders hätte ich das Geheimnis nur einen Augenblick schön finden und schwören können, es zu achten? Und dennoch: warum habe ich nicht lieber meinen Ring zurückgenommen, anstatt ihr treu zu bleiben? ... Ach, ich liebte sie allzusehr! — — —

Bis zum Hochzeitstag und noch geraume Zeit danach war nicht mehr die Rede von dem Armband. Ich hatte mir vorgenommen, zu schweigen, und fast begann ich schon, mich an den verhängnisvollen Schmuck zu gewöhnen. Ob die starke Liebe die Eifersucht erstickt hatte? Ich weiß es nicht. In Wirklichkeit wurden meine Nerven auch jetzt gereizt, und zwar durch eine besondere Bewegung, die Maria angenommen hatte. Es war eine Bewegung unbewußten Erschreckens, indem sie plötzlich die eine Hand verbarg oder mit der anderen verdeckte, als käme das gläserne Armband bei dem geringsten Anlaß in die gar nicht genug zu fürchtende Gefahr, zu zerbrechen.

Es hatte sich noch kein Jahr seit unserer Hochzeit vollendet, als ich zum erstenmal erproben wollte, wieweit wohl die Mine gediehen sei, die ich allmählich mit Liebe und Geduld gegraben zu haben glaubte.

Eitles Hoffen! Sie hatte ihr Ziel verfehlt; ich hatte ihr eine Richtung gegeben, in der sie niemals zu Marias Herzen gelangen konnte. Maria tat, als verstände sie meine Anspielungen gar nicht. Und als ich mich nun gezwungen sah, offen zu reden, da trieb sie wieder das alte Spiel mit mir: sie führte mich an, neckte und folterte mich. Es war dieselbe Leidensgeschichte wie vor unserer Hochzeit, nur mit dem Unterschied, daß Maria jetzt, als sie sah, daß ich mich gar nicht beruhigen wollte, schließlich die Geduld verlor und zu mir sagte: „Tu mir den Gefallen! Hatten wir nicht abgemacht, daß du nie wieder mit diesen Geschmacklosigkeiten anfangen solltest? Aber ich sehe schon, du wirst es wieder ebenso treiben, wenn nicht noch schlimmer als früher. So will ich dir denn sagen, was du damit erreichen wirst: ich werde aufhören, dich zu lieben, ja, ich werde dich hassen! ... Und dann wird es dir ja wohl gleichgültig sein, welches Armband ich trage."

„Ach, daran", wagte ich zu entgegnen, „ist mir schon jetzt nichts mehr gelegen, ich gebe dir mein Wort! Trag ruhig dein Armband! Nur eins verlange ich von dir: daß du mir seine Geschichte erzählst, mir sein Geheimnis offenbarst ... Wer hat es dir gegeben? Seit wann hast du es ...?"

Schroff unterbrach sie mich: „Schweig! Schweig um Gottes willen! ... So! Ich habe schon angefangen, dich zu hassen! Sagst du mir noch ein Wort, so ist alles aus zwischen uns!"

Sie ließ mich allein, schloß sich in ihr Zimmer ein, und ich stand da wie vom Schlage getroffen.

Das Unglück wollte es, daß ich zu jener Stunde gerade im Begriff war, auszugehen und mich mit einem meiner intimsten Freunde zu treffen. Natürlich sah er mir meine Verstörtheit an, fragte mich, und ich, ja, ich war so töricht, ihm alles von Anfang bis zu Ende zu erzählen. Da nannte mich der Freund einen Dummkopf, einen Schwächling und riet mir, mich doch als Mann zu zeigen: zu befehlen, zu schreien, die Zähne zu zeigen und nötigenfalls — zu beißen, um auf jeden Fall zu siegen.

Ganz betäubt von solchen Worten des Freundes kam ich nach Hause zurück. Es war spät, und Maria schlief bereits. Unter der Decke vorgestreckt hielt sie ihre Hand, und zum erstenmal erblickte ich so den verwünschten Schmuck, wie er bläulich in dem roten Licht der Lampe glänzte.

Sie aber schlief, träumte, ruhig und arglos, ohne mich zu hören. Nichts störte sie in ihrem Traum ... ach, an wen mochte sie in ihren Träumen denken!

Der Anblick reizte, erboste, empörte mich. Eine rote Wolke schwebte auf mich zu, umhüllte mich, und mein Herz begann zu schlagen. Im Nu gebar mein Gehirn den Gedanken des Verbrechens, und schon hatte ich auch den Plan entworfen. Die Folgen berechnete ich nicht. Nichts, nichts bedachte ich, wohl weil ich nichts als Hoffnung und Verlangen war, jetzt ein für allemal von der schrecklichen Pein loszukommen.

Leise trat ich aus Bett, bückte mich, faßte die Schlange mit der einen Hand am Kopf, mit der anderen am Schwanz und bog die Hände kräftig auseinander.

Ein Knacken, und das Armband war zerbrochen!

Die Stücke fielen auf die Decke, und erschreckt zog ich meine Hände zurück ... es war geschehen, und das Geräusch hatte Maria aufgeweckt.

Noch ehe sie die Augen aufschlug, streckte sie auch die andere Hand hervor, führte sie an die Stelle des Armbandes — es war fort! Sie tastet umher, findet, faßt die losen Stücke, schlägt die Augen auf, erblickt mich und fährt empor aus dem Bett.

Blitzschnell geschah das alles. Und wie ein flammender Cherub stand sie hoch aufgerichtet vor mir da, mit bloßen Armen und der zerbrochenen Schlange in der Hand. Die Augen, die sie in jenem Augenblick hatte, verfolgen mich seitdem, lassen mich nie und nirgends in Ruhe. Die Pupillen, die sonst so blau waren, funkelten mich tiefschwarz an; die großen Augäpfel flimmerten mir in Phosphorglanz entgegen. Und dann sagte sie mit schneidendem Tone, der mir durch die Nerven ging:

„Du hast mir's zerbrochen ... du! Und so ist alles aus! Jedes Band zwischen uns hast du zerrissen! Als ein Betrüger stehst du da, als ein Narr, ein Egoist, ein Bösewicht! Denn wisse: niemand hat mir das Armband gegeben, es hatte keine Geschichte, kein Geheimnis! ... Nur aus Laune habe ich es getragen! Ich wollte ... Durch dich erst wurde es das, was es mir bedeutete, durch dich und deine ewigen Quälereien! Und nun ... ach, du ...! Du ...! Ich hasse dich! Ich verabscheue dich für das, was du mir angetan hast! Geh mir aus den Augen!" ...

Seit jener Nacht lebte ich getrennt von meiner Frau! Und nach einer zweijährigen Qual ließ ich mich auch in aller Form von ihr scheiden. Sie hat sich dann wieder verheiratet. Ein Freund von mir, der sie jüngst sah, erzählte mir, unzertrennlich trage sie wieder ein Armband: eine Schlange aus Korallen und Gold ...!

Wertung geistiger Arbeit

Von Marg. Weinberg

Es gibt Zeiten, in denen auch das Selbstverständliche hin und wieder gesagt werden muß, weil es sonst Gefahr läuft, in Vergessenheit zu geraten. Aus solchem Grunde mag es angebracht sein, unter den gegenwärtigen Verhältnissen einmal daran zu erinnern, daß mit geistiger Tätigkeit auch Arbeit, und zwar unter Umständen recht wertvolle Arbeit geleistet wird. Daß man dies neuerdings zuweilen vergißt, ist nicht weiter wunderbar. Wenn innerhalb der Bevölkerung eine einzige Klasse, die überdies in bewußtem Gegensatze zum Bürgertum steht, die ehrenvolle Bezeichnung als Arbeiterstand für sich in Anspruch nimmt, so wird dadurch die Vorstellung verbreitet, als werde in den anderen Gesellschaftsklassen nicht gearbeitet. Und selbst wenn diese auf die Dauer unhaltbare Vorstellung einer besseren Einsicht weichen muß, so hinterläßt sie doch die unausrottbare Meinung, es handle sich bei den sogenannten geistigen Arbeitern jedenfalls um eine weit bequemere, wohl auch entbehrlichere Leistung, als bei den eigentlichen, im Schweiße ihres Angesichts mit Sehnen und Muskeln schaffenden Arbeitern.

Solche Unterschätzung geistiger Arbeit läßt freilich den dazu Berufenen an ihr nicht irrewerden. Er tauscht sie freiwillig gegen keine andere ein, denn er weiß, daß er nur in ihr das Beste leisten kann, was er zu geben hat; weiß, daß die Werte, die er schaffen hilft, wenn auch zunächst nur wenigen erkennbar, doch auf die Dauer beträchtlicher und fruchtbarer sein können als andere, dem Augenschein leichter zugängliche Arbeitsergebnisse. Besonders in dem entbehrungs- und entsagungsvollen Berufe des wissenschaftlichen Forschers söhnt das Bewußtsein, teilweise Unabschätzbares zu leisten, den geistigen Arbeiter leicht mit der Tatsache aus, daß zwischen dem Werte seiner Arbeit und ihrer Entlohnung von jeher ein gewisses Mißverhältnis besteht, ein Mißverhältnis, das er freilich um so gelassener ertragen kann, je weniger ihm sein Beruf zur Deckung seines Lebensunterhalts dienen muß.



Geld! Aus einem Zyklus von Revolutionsradierungen von K. Schmidt-Wolfratshausen.

Aber in dieser beneidenswerten Lage sind eben nur ganz wenige unter den geistigen Arbeitern. Für die anderen gibt bei der Berufswahl neben der inneren Neigung die Sorge um das tägliche Brot den Ausschlag, und die Aussicht auf günstigere Verdienstmöglichkeiten wie auch auf baldige wirtschaftliche Selbständigkeit trägt nicht selten über die Sehnsucht nach voller

Auswirkung der vorhandenen geistigen Fähigkeiten den Sieg davon.

Dies mag vom Standpunkte des einzelnen aus recht wirtschaftlich gedacht sein. Für das Interesse der Gesamtheit läßt sich nichts Unwirtschaftlicheres ausdenken, als daß man Menschen von hochwertiger Begabung Arbeit überträgt, die auch durch minder Beanlagte ausgeführt werden kann. Es werden auf diese Weise unentbehrliche Kräfte brachgelegt, die nicht beliebig ersetzt werden können. Dabei versündigt man sich gegen den wichtigsten aller volkswirtschaftlichen Grundsätze: daß nur, wenn alle Fähigkeiten innerhalb einer Volksgemeinschaft gründlich ausgenutzt werden und jeder an der Stelle wirkt, wo er die seinigen am förderlichsten anwenden kann, das ideale Ziel der Arbeitsteilung erreicht wird. Ihm zuliebe sollten alle Hindernisse einer unbefangenen Berufswahl beseitigt werden, unter ihnen auch das Mißverhältnis zwischen der Entlohnung geistiger und körperlicher, gelernter und ungelernter, allgemein erlernbarer und nur unter besonderen Voraussetzungen zu leistender Arbeit.

In diesem Sinne hat der Reichswehrminister Noske durchaus den Nagel auf den Kopf getroffen, als er auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage sich zu der Meinung bekannte, es gehe auf die Dauer nicht an, daß ein Portier mehr verdiene als ein Minister. Noch packender veranschaulicht die bestehenden Verhältnisse in ihrem ganzen Widersinn jene Äußerung, die vor einiger Zeit die Münchener „Jugend" einem fürsorglichen Vater in den Mund legte: „Mein Sohn soll es einmal besser haben als ich; er soll Straßenkehrer werden."

Vergleicht man beispielsweise das Einkommen eines solchen oder auf ähnlicher Bildungsstufe stehenden Arbeiters mit den Bezügen eines Assessors, die ihm jedoch erst nach langjähriger kostspieliger Ausbildung und mehrjähriger Wartezeit winken, so gelangt man zu den erstaunlichsten Ergebnissen. Nicht einmal unter Zugrundelegung der Forderung „gleichen Lohn für jegliche Arbeit" kommt dabei der akademisch Gebildete zu seinem Recht; noch weniger kann von einer in seinem Gehalt einbegriffenen Abtragung der Ausbildungskosten und sonstigen Aufwendungen für die Berufsvorbereitung die Rede sein. Ähnlich liegen die Verhältnisse für alle Berufe, die auf Gymnasialbildung und mehrjährigem Studium beruhen. Sie bieten zumeist ein geringeres Einkommen, als gegenwärtig ein eben von der Volksschule entlassener Jüngling durch Übernahme einer beliebigen ungelernten Arbeit erzielen kann.

Man fragt sich, woher unter solchen Umständen künftige Generationen die geistigen Arbeiter nehmen werden, die doch erst die Voraussetzungen zur Beschäftigung werktätiger Hände, zur Einrichtung organisierter Arbeit schaffen müssen. Und wenn man sich der Hoffnung hingibt, an zu schöpferischer Gedankenarbeit hervorragend befähigten Köpfen werde es einem Volke, wie dem deutschen, allen Irrungen zum Trotz niemals fehlen, und kein von innerem Drang beseelter Mensch solchen Schlages durch praktische Erwägungen und Lockungen von seinem Ziele abzulenken sein, so bleibt noch immer der Bedarf an weniger genialen aber dennoch nicht minder unentbehrlichen Kopfarbeitern zu bedenken, auf deren Leistungen Ordnung und Sicherheit, Rechts- und Gesundheitspflege, Erziehungsarbeit und Volksbelehrung beruhen.

Niemand, dem die Erhaltung und Weiterentwicklung der Kultur unseres Volkes am Herzen liegt, wird sich über die Gefahr eines Rückgangs seiner geistigen Leistungen täuschen können, die ihm aus der grundsätzlichen Unterschätzung der Kopfarbeit zugunsten derjenigen von Händen und Muskeln erwächst. Darum muß endlich einmal wieder die Binsenwahrheit in Erinnerung gebracht werden, daß die verschiedenartigen Verrichtungen, mit denen der Mensch seinen Unterhalt erwirbt und der Allgemeinheit dient, keineswegs gleichwertig sind. Eine Stufenleiter, die ihrer Bedeutung gerecht würde, müßte auf ihren niedrigsten Sprossen die ungelernten, auf ihren höheren und höchsten die gelernten je nach ihren Ansprüchen an Begabung, Ausbildungszeit, Körperkräfte und Charaktereigenschaften unterbringen. Das Verhältnis der Entlohnung jeder einzigen Arbeit zu der ihr übergeordneten aber müßte billigerweise dieser Stufenleiter entsprechen. Erst dann könnte man durch strengste Siebung die wirklich Tüchtigsten aus den Anwärtern für jedes Fach auswählen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Teil der dazu Berufenen sich aus äußeren Gründen ihm von vornherein fernhält, und so das gewünschte Ergebnis der Auslese in Frage stellt.

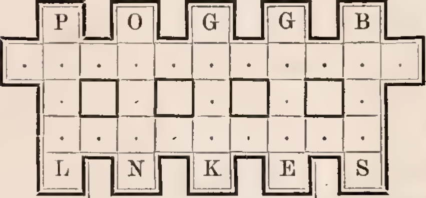
Man wende nicht ein, es habe von jeher höhere Berufe gegeben, die schlecht oder gar nicht entlohnt wurden und sich dennoch großer Beliebtheit und ausreichenden Zulaufs erfreuten. Voraussetzung hierfür war einerseits eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung, die der Staat beispielsweise seinen Beamten und Offizieren als Ausgleich für karge Bezahlung und lange Wartezeit einräumte, die die öffentliche Meinung auch dem Privatgelehrten zubilligte. Anderseits gewährten kapitalistische Hilfsquellen den Anwärtern gewisser Berufe die Möglichkeit, sich ihnen unabhängig von geschäftlichen Erwägungen zu widmen. Aber in einer demokratischen Gesellschaftsordnung kann die Einräumung einer Ausnahmestellung nicht mehr als Lockspeise dienen, und im Vorgefühl der kommenden Steuerbelastung für den Besitz bietet selbst ein anscheinend beträchtlicher kapitalistischer Rückhalt keinen sicheren Verlaß, auf Grund dessen die Erwerbs- von der Berufsfrage getrennt werden kann. Die Frage, ob ein Beruf seinen Mann ernährt, wird naturgemäß in Zukunft noch viel gründlicher nachgeprüft werden müssen als bisher, und es ist durchaus Sache der verantwortlichen Träger der Staatsgewalt, dafür zu sorgen, daß die Antwort nicht ausschließlich zugunsten solcher Berufe ausfällt, die mit einem Mindestmaß von Kenntnissen ausgefüllt werden können.

Man braucht deren Anziehungskraft trotz alledem gewiß nicht zu überschätzen und den starken Anreiz, den auf begabte Menschen die Aussicht ausübt, ihre Kenntnisse zu bereichern und ihren Gesichtskreis zu erweitern, nicht allzu gering veranschlagen. Wohl aber ist zu befürchten, daß mancher, der sich aus innerem Drange trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Aussichten einem Studium widmet, den Entschluß faßt, die Früchte seiner Ausbildung nicht in Deutschland zu ernten, sondern in irgendeinem Lande, das einen gerechteren Maßstab für die Bewertung geistiger Arbeit anwendet. Sollen wir nach so schmerzhaften Verlusten aller Art, die uns das Schicksal auferlegt hat, auch noch diesen auf uns nehmen? Der wertvollste Besitz des Deutschen Reiches ist die Zahl seiner leistungsfähigen Volksgenossen. In ihrer Aufzucht und Ausbildung sind unabschätzbare Summen angelegt, die durch Arbeit verzinst und zurückerstattet werden. Die befruchtende Kraft deutscher Geistesarbeit dem Auslande zuschanzen, das wäre freilich die ärgste Torheit, deren wir uns schuldig machen können. Vermeiden wir sie, indem wir uns gegen die eingerissenen abderitischen Zustände auflehnen, die der Logik des gesunden Menschenverstandes widersprechen, und treten wir mit allen Mitteln überzeugender Beweiskraft für eine gerechte Bewertung geistiger Arbeit ein!

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Zaunrätsel.



Wenn die Buchstaben AAACCDEEEGGIIKK LLNNOORRUU an Stelle der Punkte richtig eingesetzt werden, ergeben die senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung: 1) Trinkgefäß, 2) Vergnügungsstätte, 3) bedeutender Komponist, 4) Musikinstrument, 5) neuzeitlichen deutschen Bildhauer. Die beiden Querreihen nennen eine Gebirgskette Amerikas und deren höchsten Gipfel. Alfred Lesle.

Zweisilbige Scharade.

Die erste war ich einst als Kind,
Der Vater mich das Ganze schalt;
Doch wie nun einmal Kinder sind,
Vergaß ich diesen Vorwurf bald.
Jetzt, in die zweite warm gehüllt,
Geh' ich, wenn draußen Flocken stieben,
Gern durch die Straßen, denke still:
Das Ganze bist du doch geblieben!

Besuchskartenrätsel.

G. Elli Urheber
Wreschen

Was ist die Dame?

Skataufgabe.

Der Spieler in Vorhand erhält folgende Karten:



Es wird nach Werten (mit Zahlen) gereizt; Spiel aus der Hand zählt einen Grundwert mehr, Null 23, aus der Hand 25, offenes Null 46, aus der Hand 50. Mittelhand reizt bis 33 und paßt, als Vorhand diesen Wert hält. Nun reizt Hinterhand bis 50 und paßt, als Vorhand auch 50 hält. Diese spielt nun Großspiel (Grand) aus der Hand und verliert es, obwohl noch 13 Augen im Skat liegen; sie erhält nur 60 Augen. Hinterhand hätte offenes Null gewonnen und ein höheres Spiel als Vorhand gewinnen können; sie hat nur 35 Augen in der Hand, hätte das Spiel aber mit 65 Augen gewonnen. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt?

Sinnrätsel.

Es ist ein schwarzes Brüderpaar;
Der eine gleicht dem andern
In Haltung, Tracht, Beruf sogar
Und in der Lust zum Wandern.
Wenn auch der größere schneller ist,
So trennen sie sich nimmer;
Wenn er auch längern Weg durchmißt,
Zusammen sind sie immer;
Und bleiben auch zusammen stehn,
Wenn nicht die Kräfte reichen.
Es kann bei Tag, bei Nacht geschehn —
Die Wege sind die gleichen. Dr. St.

Auflösungen der Rätsel in Heft 3.

Gleichung: Astern—Ast, Lente—Len. = Ernte.

Logogriph: Grazie, Zigarre.

Rätsel: Maus, Mus.

Silbenrätsel: Fersengeld.

Domino-Aufgabe:



$$18x+6z+36=72$$
$$3x+z=6$$

Nur für z=0, z=3 oder z=6 erhält man einen passenden Wert für x. Nimmt man z=0, so erhält man Dominosteine, die eine 3 enthalten, und 3 darf nicht vorkommen, demnach erfüllt z=0 die Bedingungen der Aufgabe nicht. Ähnlich verhält es sich mit z=3. Nur z=6 entspricht den Anforderungen der Aufgabe; es ist daher x=0.

Vokaltrio: Potent, Petent, Patent.

Rätsel: Murillo, Mur, Ill, Uri, Illo.

*

Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum“ richten.

Die nachstehende interessante Partie wurde im Meisterturnier zu Newyork im Februar 1918 gespielt.

Spanische Eröffnung.

Capablanca	Marschall
1. e2–e4	e7–e5
2. Sg1–f3	Sb8–c6
3. Lf1–b5	a7–a6
4. Lb5–a4	Sg8–f6
5. 0–0	Lf8–e7
6. Tf1–e1	b7–b5
7. La4–b3	0–0
8. c2–c3	d7–d5

Eine Neuerung ganz im Stile Marschalls. Das Bauernopfer (anstatt des üblichen Zuges d7–d6) ist sehr chancenreich und vielleicht überhaupt korrekt.

9. e4×d5	Sf6×d5
10. Sf3×e5	Sc6×e5
11. Te1×e5	Sd5–f6
12. Te5–e1	Le7–d6

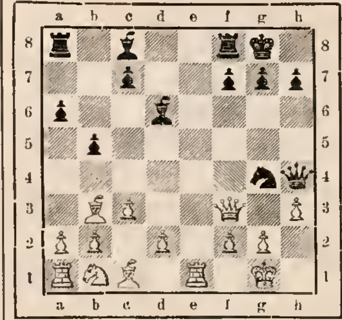
Schwarz hat nun einen Entwicklungsvorsprung, der den geopferten Bauern aufwiegen dürfte. Es droht Sg4 nebst Dh4.

13. h2–h3	Sf6–g4 !
14. Dd1–f3	. . .

14. h3×g4 würde sofortigen Verlust zur Folge haben. 14. . . ., Dd8–h4, 15. g2–g3, Ld6×g3, 16. f2×g3, Dh4×g3 +, 17. Kg1–f1, Lc8×g4 und Schwarz gewinnt.

14. . . . Dd8–h4

Stellung nach dem 14. Zuge von Schwarz.



15. d2–d4 ! . . .

Mit Recht vermeidet Weiß hier die verführerische Spielweise 15. Te1–e8. Die Antwort darauf würde 15. . . ., Lc8–b7 ! sein. Nach 16. Te8×f8 +, Ta8×f8, 17. Df3×g4, Tf8–e8 ! 18. Kg1–f1, Dh4–e7, 19. Dg4–d1, De7–e4, 20. f2–f3, De4–e5 ist Weiß verloren.

15. . . . Sg4×f2

Das ist wohl das Beste. Wenn Weiß den Springer schlägt, so erzwingt Schwarz mindestens das Remis: 16. Df3×f2, Ld6–g3, 17. Df2–f3, Lg3×e1, 18. Df3×a8, Lc8×h3 usw.

16. Te1–e2	Lc8–g4 !
17. h3×g4	Ld6–h2 +
18. Kg1–f1	Lh2–g3
19. Te2×f2	Dh4–h1 +

19. . . ., Tac8 wird durch 20. Lc1–e3 widerlegt.

20. Kf1–e2 Lg3×f2

Eine Übereilung. Nach 20. . . ., Dh1×c1 ist das Spiel des Nachziehenden keineswegs aussichtlos: 20. . . ., Dh1×c1, 21. Df3×g3, Dc1×b2 +, 22. Ke2–d3, Db2×a1, 23. Kd3–c2, b5–b4 nebst eventuell a7–a6. — Oder 22. Ke2–d3, Lg3×f2, 22. Dg3×f2, c7–c5 mit starkem Angriff.

21. Lc1–d2 ! . . .

Weiß hat sich in seiner schwierigen Lage mit großer Ruhe und Umsicht verteidigt. Er kommt nun aus aller Gefahr heraus.

21. . . .	Lf2–h4
22. Df3–h3	Ta8–e8 +
23. Ke3–d3	Dh1–f1 +
24. Kd3–c2	Lh4–e7
25. Dh3–f3	Df1–g1
26. Lb3–d5 !	c7–c5
27. d4×c5	Le7×c5
28. b2–b4	Lc5–d6
29. a2–a4	a6–a5 ?

Dies erleichtert dem Gegner den Sieg, aber zu halten ist die schwarze Partie auf die Dauer doch nicht.

30. a4×b5	a5×b4
31. Ta1–a6	b4×c3
32. Sb1×c3	Ld6–b4
33. b5–b6	Lb4×c3
34. Ld2×c3	h7–h6
35. b6–b7	Te8–e3
36. Ld5×f7 +	. . .

Zum Schluß noch ein Knalleffekt.

36. . . .	Tf8×f7
37. b7–b8D +	Kh8–h7
38. Ta6×h6 +	Kh7×h6
39. Db8–h8 +	und Matt im nächsten Zuge.

Schachbriefwechsel.

R. B. in Schwarzenberg. Eine eigentliche Anleitung zum Lösen von Schachproblemen gibt es nicht. Dazu gehört Intuition und Erfahrung.

Unsere Witzecke.

Wie die Alten sungen — — —





Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

Frau von G. auf Gut St. Wenn Sie einem Kriegsgefangenen die Rückkehr in die Heimat erleichtern wollen, können wir Ihnen nur raten, sich an den Akademischen Hilfsbund in Berlin, Georgenstraße 44 zu wenden. Dieser Bund hat für heimat- und elternlose Kriegsgefangene eine großzügige Hilfsaktion eingeleitet. Er möchte allen, die bei der Rückkehr nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, einen Aufenthalt von mindestens vier Wochen in einer Familie sichern. Im Verkehr mit teilnehmenden Menschen soll diesen Kriegsgefangenen nach schweren Leidensjahren Gelegenheit gegeben werden, die innere Fassung wieder zu gewinnen, neue Kräfte zu sammeln. Die Wünsche von beiden Seiten sollen dabei in weitestgehendem Maße befriedigt und die Gefangenen einem Kreis zugeführt werden, der ihre geistigen Interessen am ehesten zu fördern vermag. Jeder soll in der Umwelt sich eingewöhnen, aus der er durch den Krieg und die Gefangenschaft gerissen wurde, ohne daß im einzelnen Standesfragen oder gar Klassengegensätze irgendwie entscheiden sollen. Es wäre zu wünschen, daß sich recht viele Opferwillige fänden, die imstande sind, den Akademischen Hilfsbund in seinem Bestreben zu unterstützen.

L. S. Der Finderlohn beträgt bis zu 300 Mark 5 Proz. vom Werte der gefundenen Sachen, von dem Mehrwert 1 Proz., bei Tieren ebenfalls 1 Proz. Solange der rechtmäßige Finderlohn nicht bezahlt wird, kann der Finder die Herausgabe des Fundes verweigern. Wer eine Sache in den Geschäftsräumen oder Beförderungsmitteln einer Behörde oder Verkehrsanstalt findet, hat keinen Finderlohn zu beanspruchen, ebenso derjenige, der einen Fund verheimlicht oder die Anzeige unterläßt.

Wie werde ich gesund?

Der bekannte Hygieniker Dr. med. Lahmann vertrat den Standpunkt, daß die Krankheiten nicht durch Mangel an Brom, Jod, Quecksilber usw. entstehen und demgemäß auch nicht geheilt werden können, wenn man diese Stoffe dem Körper einverleibt. Diese Anschauung hat bei aller Einfachheit eine zwingende Beweiskraft; um sie scharen sich die überaus zahlreichen Anhänger der „naturgemäßen Heilweise“, die einzig und allein Wasser, Luft, Diät, Bewegung und Ruhe als Heilfaktoren anerkennen und ihnen auch eine krankheitvorbeugende Wirkung zuschreiben. Als leitender Grundsatz wird ferner hingestellt, jede Krankheit, in welcher Form sie sich auch äußern möge, nur als den Ausdruck des erkrankten Gesamtorganismus anzusehen und unter möglichstem Verzicht auf rein örtliche Behandlung der Krankheitserscheinungen hauptsächlich die Verbesserung der gesamten Körperverhältnisse anzustreben, um so dem Leiden seine Existenzbedingungen zu entziehen und dasselbe zum Verschwinden zu bringen.

Auch wir stehen auf dem Boden dieser Krankheitslehre und vertreten die Meinung, daß hygienische Maßnahmen von äußerst heilsamer Wirkung sind, wenn sie der Eigenart des Kranken entsprechend zur Anwendung kommen; doch haben wir diesen bewährten Mitteln ein neues hinzugefügt, welches ungeachtet seines chemischen Charakters dennoch nicht als „Medikament“ im landläufigen Sinne anzusehen ist, sondern als Träger unseres wichtigsten Lebens-Elementes, des Sauerstoffs, eine hervorragend reinigende Tätigkeit im menschlichen Körper entfaltet, indem es die Harnsäure und andere Stoffwechselrückstände oxydiert (auflöst, verbrennt) und zur Ausscheidung bringt.

Bei der so wichtigen Rolle, den diese Rückstände als Ursache fast aller chronischen Krankheiten spielen (z. B. bei allen Nervenleiden, Gicht und Rheumatismus, Diabetes, Magen- und Darmleiden, Stuhlverstopfung, Blutarmut, Aderverkalkung, Epilepsie, Asthma usw.), konnten überaus günstige und dauernde Heilerfolge nicht ausbleiben. Einige von Tausenden uns zugesandten Anerkennungen mögen dies bestätigen:

Neurasthenie, Darmleiden, Abmagerung. Selbst Arzt und in N. Y. ansässig, bin ich zur Heilung meiner Frau nach Europa gekommen. Mit unserer Kunst bin ich zu Ende, auch habe ich verschiedene Autoritäten mit wenig oder gar keinem Erfolg konsultiert. Meine Frau leidet seit 5 Jahren an hochgradiger Neurasthenie mit allen ihren Erscheinungen. — Schmerzen in allen Körperteilen, großer Erregbarkeit und Gereiztheit, Mutlosigkeit, geschwächtem Gehör, Gefühllosigkeit in verschiedenen Körperteilen, Gedächtnisschwäche zu gewissen Zeiten usw. Sie leidet auch an chronischer Enterokolitis (Dickdarmerkrankung), Obstipation und Abmagerung. Wir beide sind schon ganz mutlos geworden. — Bericht nach 6 Wochen: Mein Schwager hat soviel Zutrauen zu Ihrem Heilverfahren durch die Fortschritte in der Heilung der Krankheit meiner Frau gewonnen, daß er sich entschlossen hat, auch die Kur anzufangen. Ich habe schon eine ganze Anzahl von Patienten dafür interessiert und habe mich auch zur Einführung Ihrer Präparate in N. Y. entschlossen. — Gicht und Nierensteine. Es existiert wohl kein bekanntes Gichtmittel, seien es Medikamente, Mineralwässer oder Bäder, welches ich nicht zur Bekämpfung der Gicht und Nierensteine — ohne Rücksicht auf Geldopfer — angewendet hätte. Alle diese Mittel waren ohne nennenswerten Erfolg, bis auf Ihr Sauerstoffpulver. In Anbetracht des unbedingten Heilerfolges auch in sehr vielen anderen, mir bekannten Fällen, halte ich Ihr Mittel für das beste der Gegenwart gegen Gicht und Nierensteine. — Magenneurose, Arterienverkalkung. Die Wirkung Ihrer Sauerstoffpräparate übertrifft bei mir alle Erwartungen. Ich bin wie neugeboren. Mein Puls, der früher 54—56 Schläge in der Minute machte, war schon nach 14 Tagen auf 66—68 gestiegen, und ohne jemals auszusetzen, voll und regelmäßig (während er vorher in einer Minute mindestens einmal aussetzte), was bei meinem Alter fast als ein Wunder erscheint. Auch auf meinen Magen, der durch Nikotin ziemlich ruiniert war, hat die Kur einen ausgezeichneten Einfluß gehabt. Leute, die mich seit dem Frühjahr nicht gesehen haben, sagen, ich sähe bedeutend jünger als vor der Kur aus. Ich halte Ihre Kur für einen Segen für die Menschheit. — Magenleiden. Das Mittel hat mir bei schweren Magengeschwüren mit zwei lebenbedrohenden Magenblutungen vorzügliche Dienste getan und ich schreibe nach Gott nur diesem Mittel meine Genesung zu. 23 Jahre habe ich daran gelitten und kein Arzt konnte mir helfen. Nur durch Ihr Präparat bin ich von diesen schrecklichen Schmerzen befreit und wieder gesund geworden. — Stuhlträgheit. Schon als vierzehnjähriger Junge litt ich, erblich belastet, an schwerer Verdauung. Ein ordentlicher Stuhlgang pro Woche war große Freude. Deswegen werde ich auch immer Ihr Abnehmer bleiben, denn die Wirkung Ihres Mittels ist großartig und unfehlbar im Gegensatz zu allen übrigen Mitteln, die ich ausnahmslos gebraucht habe, die aber immer nur einige Zeit halfen. — Blasenleiden. Ihr Hämozon hat mein uraltes Blasenleiden auf die bequemste und schnellste Weise beseitigt, nachdem ich bisher stets mit negativem Erfolg behandelt worden war. Ich habe keine Schleimbildung mehr und ertrage die enormen Strapazen leicht.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Berichte gibt eine Broschüre, welche das ärztlich geleitete Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36, B 6, kostenlos versendet.



Neues für die Hausfrau.



Die Gasanstalt im Hause.

Hilfe in der Gas- und Kohlennot. Dieses Thema hatte der Hausfrauenverein in Charlottenburg als Losungswort für eine kürzlich veranstaltete Ausstellung gewählt, die sich des lebhaften Interesses der Hausfrauen erfreute. Neben manchen Bekannten, wie z. B. die „Hutschachtel als Kochkiste“ oder „Briketterſatz aus Zeitungspapier“ (der übrigens ein sehr kümmerlicher Ersatz ist und den Ofen sehr verstopft), sah man auch manches neue. So z. B. das Autogas, die „Gasanstalt im Hause“, die die Hausfrau von Kohlennot und Streiklust unabhängig machen soll. Das Autogas wird in Behältern geliefert, an die der Kochapparat oder die Lampe angeschlossen wird (siehe Bild links). Zur Gasersparnis dient der hübsche Wasserkessel (siehe Bild rechts). Die Idee, durch Übereinanderstellen der Kochgeschirre die Wärme der Gasflamme auszunutzen, ist ja an sich nicht neu. Es dürfte aber mancher Hausfrau schwer fallen, sich jetzt neue passende Töpfe anzuschaffen. Unsere Teekanne hat einen Boden, dessen Fläche sich stufenartig verkleinert. Infolgedessen kann sie auf verschieden große Töpfe an Stelle des Deckels aufgesetzt werden. Man hat dann stets warmes Wasser bequem zur Hand.



Kostenlose Warmwasserversorgung durch Benutzung doppelter Kochgeschirre.

Deutliches Sehen
in jeder Blickrichtung
gestatten dem Brillenträger die

NG MENISKEN

Zu beziehen nur durch optische Geschäfte
Druckschriften kostenlos

NITSCHE & GÜNTHER + RATHENOW

Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig

Bücher von Albert Geiger

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Der arme Hans

Roman. [216 S.]

Geh. M. 2.50, in mod. Einband M. 4.—

„Bei Albert Geigers »Der arme Hans« denkt man an Straußens »Freund Hein« und Hesses »Unterm Rad« und möchte dieser weit weniger umfangreichen Erzählung sogar den Vorzug vor jenen geben. Es ist eine Geschichte, die manch einer hätte ersinnen können; so erzählen aber konnte sie nur ein Begnadeter, ein Dichter von so überaus zarter Empfindung wie der des Minnedramas »Tristan«." (Rhein.-Westfäl. Zeitung.)

Passiflora

Eine Geschichte. [232 S.], in mod. Einband M. 4.—

„Die neue Romantik ist durch dieses Buch um ein feines, ausgereiftes Werk bereichert worden. Es liegt viel Glut, viel heißer Lebensatem und viel persönlich durchlittenes Lebensleid über diesen Blättern. So fernab liegend Stoff und Problem der Dichtung auf den ersten Blick erscheinen, so nahe werden sie uns durch die Kunst der Darstellung, der miterlebenden, mitfühlenden Gestaltung gebracht. Wundervoll farbengesättigt und doch gebändigt und gemeistert ist die Sprache." (Die christliche Welt.)

Die Legende von der Frau Welt

3. Auflage. [162 S.]

Geheftet M. 2.20, in modernem Einband M. 3.50

„Geiger gehört zu den Romantikern; sein Buch »Die Legende von der Frau Welt« ist schlechtweg romantisch, voll von Duft und Poesie und durchleuchtet von einem feinen Humor, der den welterfahrenen Mann verrät." (Hbg. Nachr.)

Kriegs-Briefmarken

Deutsche Post in Belgien, 3. 5. 10. 25 Cent **M. 1.55**, gest. **75 Pf.**, schöne Briefstücke **M. 1.25**
50. 75 C., 1 Franc, 1 Fr. 25 C., 2 Fr. 50 C. gestempelt Preis nach Liste
3. 5. 8. 10. 15. 25. 40 Cent **M. 2.80**, gest. **M. 1.90**
50 Cent, 1 F., 1 F. 25 C., 2 F. 50 C., 6 F. 25 C. gestempelt Preis nach Liste
Deutsche Post in Polen, 3. 5. 10. 20. 40 Pf. **M. 4.85**, gestempelt **M. 5.25**

Deutsche Post Gen.-Gouv. Warschau, $2^1/_2$. 3. 5. $7^1/_2$. 10. 15. 20. 30. 40. 60 Pf. **M. 5.85**, gestempelt **M. 9.25**
Deutsche Post im Osten (Litauen, Kurland) 3. 5. 10. 20. 40 Pf. **M. 2.20**, gestempelt **M. 3.70**
$2^1/_2$. $7^1/_2$. 15. 25. 50 Pf., 1 Mark **M. 5.35**, gest. **M. 8.25**
Deutsche Post in Rumänien, 5. 10. 15. 25. 40 Bani **M. 2.50**, gestempelt **M. 4.50**

Zeitung und Liste kostenlos

Albert Friedemann, Leipzig 155, Floßplatz 6/10





Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Politik und Zeitgeschichte.

Um den Kaiser. Von Otto Hammann. (Verlag Reimar Hobbing, Berlin. Geb. 5 Mark.) Der frühere Presseleiter im Auswärtigen Amt, Ministerialdirektor Hammann, hat seinen beiden Erinnerungsbänden: „Der neue Kurs“ und „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges“ einen dritten unter dem Titel: „Um den Kaiser“ folgen lassen. Er umfaßt in der inneren Politik die Zeit des Blockes, der Liebenberger Tafelrunde, des Novembersturmes gegen den Kaiser und der Vorgänge beim Rücktritt des Fürsten Bülow, in der auswärtigen Politik die Zeit des englisch-russischen Vertrages über Zentralasien, der in seinen Folgen der Bismarckschen Politik der zwei Eisen ein Ende machte, und der bosnischen Krisis, die der Verfasser als den Vorboten des Weltkrieges darstellt. Hier wie dort erhält der Leser eine Reihe neuer Aufschlüsse über wenig oder gar nicht bekannte höfische und diplomatische Vorgänge. Überall aber begegnen wir dem persönlichen Regiment unter Kaiser Wilhelm II. Ein Epilog gibt eine Schilderung des Charakters des Kaisers. Auch die Frage seiner Schuld am Kriege wird berührt, jedoch in ganz anderem Sinne als die Machthaber der Entente wähnen, die seine Auslieferung fordern.

Sozialismus. Von Robert Wilbrandt. (Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geh. 15 Mark, geb. 18 Mark.) Der Tübinger Nationalökonom, der selbst der Sozialisierungskommission angehörte, gibt in diesem Werk eine theoretische Grundlegung des Sozialismus für die Gebildeten, verbunden mit einer Darstellung praktischer Möglichkeiten und bisheriger Versuche der Sozialisierung. Leidenschaftliches Erleben der Zeit weist hier in der Vereinigung von sozialistischer Gesinnung und nationalem Gefühle Wege neuen Aufbaus.

Politische Briefe und Aufsätze. 1848—1856. Von Karl Rosenkranz. Herausgegeben von Dr. Paul Herre. (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung m. b. H., Leipzig. Geh. 8 Mark.) Diese von dem Leipziger Historiker Prof. Dr. Paul Herre zum ersten Male veröffentlichten bisher unbekannten Briefe des Königsberger Philosophen Karl Rosenkranz an den Staatsminister Theodor von Schön sowie die elf hier zum Abdruck gebrachten einstmals in der Hartungschen Zeitung erschienenen Aufsätze gehören zu den bemerkenswertesten Quellen zur Geschichte der Revolution von 1848 und der in Preußen und Deutschland folgenden Reaktion.

Flugblätter für Deutsch-Österreichs Recht. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Wotawa. (Verlag Alfred Hölder, Wien. Neue Folge.) In der Reihe dieser Flugblätter, die sich für das völkische Selbstbestimmungs-

recht Deutsch-Österreichs im Sinne der Wilsonschen Erklärungen einsetzen und eine Fülle wertvollen Stoffes über deutsche Minderheitsfragen bieten, sind eine Anzahl weitere Flugschriften erschienen. Nr. 25 bringt eine Darstellung des „steirischen Draugebietes“ von Prof. Dr. Hans Pirchegger. Nr. 26 „Die wirtschaftliche Lage des Sudetenlandes“ von Dr. Ewald Pribram behandelt die Frage, ob das Sudetenland lieber den Anschluß an das Deutsche Reich oder an den Tschechoslowakischen Staat wünschen solle. Nr. 28 enthält eine eingehende Darstellung des „Deutschtums in der Bukowina“ aus der Feder Dr. Wilhelm Langs. Nr. 29 „Das Schicksal der Deutschen in Krain“ stellt die derzeitige Unterdrückung der Deutschen durch die slowenische Nationalregierung dar. Nr. 30, aus der Feder von Fred du Bois stammend, beantwortet die Frage „Warum Pettau und Umgebung zu Deutsch-Österreich gehören müssen“. Nr. 32 behandelt nach Franz Jesser „Nationale und wirtschaftliche Verhältnisse im Schönhengstgau“. Nr. 33 und 34 „Unser Friede!“ I. und II., bringt die eindrucksvolle Kundgebung der Deutsch-Österreichischen Nationalversammlung gegen den Gewaltfrieden von St. Germain und enthält die Antwort der Vertreter der deutschen Sudetengebiete auf die Friedensbedingungen. In Nr. 36 behandelt Dr. Hans Pirchegger „Die slowenischen Ansprüche in Untersteiermark“. In Nr. 37, „Unser Friede!“ III., beleuchtet der Justizminister a. D., Dr. Joseph Schenk, in scharfsinniger Weise die verheerenden Folgen des wirtschaftlichen Vernichtungsfriedens. In Nr. 38, „Die Gemeindewahlen in Deutsch-Böhmen“, führt der bekannte Statistiker Dr. Wilhelm Winkler das überraschend gute Ergebnis der Wahlen für die Deutschen vor, das trotz der tschechischen Gewaltmaßnahmen, der Kriegsverluste der Deutschen, der Abwanderung deutscher Familien infolge der Drangsalierungen durch die Tschechen usw. kaum hinter dem vor dem Kriege (1911) zurückbleibt.

Warum mußten wir nach Versailles? Von der Friedensresolution zum Friedensschluß. Von Oskar Müller. (Verlag Reimar Hobbing, Berlin. 1.60 Mark.) Diese Ausführungen führen zu der Schlußfolgerung, daß unsere Sache trotz aller Siege von Hause aus verloren war und wir unbedingt jede Handhabe hätten benutzen müssen, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen.

Biographisches und Kulturgeschichtliches.

„Menschen" in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten. Band 1: Lassalle von Stephan Großmann. Band 2: Kleist von C. F. Reinhold. 3. Mirabeau von Franz Leppmann. (Verlag Ullstein & Co., Berlin. Jeder Band 6.60 Mark.) Diese neue Biographien-Reihe hat ihre Einheit in dem Gedanken, der sie trägt. Aus den unmittelbarsten Zeugnissen werden hier Persönlichkeiten erschlossen, aus Briefen, Tagebüchern, aus den Berichten von Mitlebenden. Drei Menschen von außerordentlichen Maßen werden in diesen ersten Bänden geschildert: Mirabeau, Kleist und Lassalle. In jedem von ihnen loderte das revolutionäre Feuer der schöpferischen Naturen; jeder ging mit tragischer Unbedingtheit seinen Weg dahin.

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Dr. Rudolf Eucken. (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Geb. 21 Mark.) Gerade heute besteht ein starkes Verlangen, gegenüber der herrschenden Unsicherheit und der Zersplitterung auf den geistigen Grundstock unseres Besitzes zurückzugehen und aus ihm einen festen Zusammenhang für Leben und Streben zu gewinnen; die Lebensanschauungen führen uns dieses Ganze eindringlich vor und bieten dabei eine Fülle von Anregungen und Förderungen.

Sprecher Gottes in unserer Zeit. Aus der religiösen Lebenswelt Schleiermachers, Carlyles, Tolstois und Kierkegaards. Von Johannes Besch. (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. Geb. 4.40 Mark.) An dem Leben und der geistigen Entwicklung dieser Männer will das Buch nachweisen, wie sich hier die religiöse Kraft durch Bedenklichkeiten und Erkenntnisschwierigkeiten einen Weg gebahnt hat.

Romane und Erzählungen.

Am heiligen See. Roman von Wilhelm Wiesebach. (Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. Geb. 6 Mark.) Der Roman ist ein Buch für Leidträger unserer schweren Zeit; aus körperlichem Leid und Seelennot will er den Leser herausheben durch Sichversenken in Gott, der aus der Natur und einer großen Menschenseele spricht.

Das Schönste von Storm. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. (Verlag Albert Langen, München. Geb. 5 Mark.) Der vorliegende Band gibt eine reiche und schöne Auswahl. Ein glücklicher Einfall war es, zwischen die Novellen auch kleine Gruppen von Gedichten einzuschalten. Denn ohne die Gedichte würde das Bild Theodor Storms unvollkommen bleiben.

Die wunderlichen Schicksale des Balduin Lechleitner. Ein Schwabenroman von Karl Siber. (Franckhsche Verlagsbandlung, Stuttgart. Geb. 2.80 Mark, in Ganzleinen 5 Mark.) Hier ist ein fabulierfroher Dichter, der zu erzählen und zu fesseln versteht.

Von Haß und Liebe. Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten. Von Theodor Birt. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 8 Mark.)

Naturwissenschaft.

Kleine Sternkunde. Von Robert Henseling. Mit zahlreichen Abbildungen, Tabellen und 1 Sternkarte. (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Geh. 2.40 Mark, geb. 3.60 Mark.) Henseling, der Verfasser des „Sternbüchleins", kommt mit der Herausgabe dieser kleinen Sternkunde dem seit Jahren immer wiederkehrenden Ruf nach einer kleinen, grundlegenden Einführung in die Himmelskunde nach. Verlag und Verfasser haben sich bemüht, mit dem vorliegenden Büchlein etwas dem Bedürfnis Entsprechendes zu schaffen.

Für Küche und Haus

Tortenböden auf Vorrat zu backen. Sehr angenehm ist es für jede Hausfrau, einen Dauerkuchen auf Vorrat zu haben, mit dem sie unverhofft eintreffende Gäste bewirten, eine Geburtstags- oder Festtagsspende stiften kann u. a. m. Außerdem ist es bei dem jetzt so fühlbaren Mangel an Heizmaterial eine erhebliche Ersparnis, wenn man die Hitze des Bratrohrs nach oder während Fertigstellung eines Bratens, einer Mehlspeise usw. gleich noch zu Backzwecken ausnützt. Hierzu eignen sich die Vorrats-Tortenböden sehr gut, denn sie beanspruchen nicht zu starke Hitze und eine nur halbstündige Backzeit. Der Teig dazu ist schnell angerührt und die Haltbarkeit dieser Tortenböden erstreckt sich auf viele Wochen, besonders wenn man sie in luftdicht abschließenden Blechkästen (Keksbüchsen oder Karlsbader Oblatendosen) aufbewahrt. Bei Bedarf lassen sie sich auf die verschiedenste Art mit irgendeinem Obstmus, einer Fruchtgallert, einer Vanille-, Schokoladen- oder Apfelsinencreme, einer Schneespeise, falschen Schlagsahne oder eingelegten Früchten füllen und bilden dann eine wunderhübsch aussehende und delikate Torte, die stets großen Beifall findet. Belegt man sie mit eingelegten Früchten, so muß man diese vorher auf ein Sieb geben und gut abtropfen lassen. Den Saft kocht man mit etwas Gelatine dick ein und streicht ihn über die Fruchtschicht des Tortenbodens. Das erzeugt dann eine lecker aussehende Glasur. Das sehr einfache Rezept für diese Tortenböden lautet wie folgt: 40 g Butter zerläßt man und rührt sie nach dem Erkalten in einem Reibenapf mit 80 g Zucker schaumig, fügt dann ein zerquirltes ganzes Ei und nach und nach unter fleißigem und gründlichem Rühren 200 g amerikanisches Weizenmehl hinzu. Zuletzt wird ein Teelöffel voll Backpulver gut untergerührt, die Masse hierauf sofort in eine geölte Springform gefüllt, der Teig von der Mitte aus nach dem Rande zu mit einem Löffel hochgestrichen und ringsum eingekerbt. Nun wird der Kuchen ½ Stunde lang zu hellgelber Farbe gebacken. Es ist ratsam, gleich 2—3 Tortenböden hintereinander zu backen, also die doppelte oder dreifache Menge an Teig anzurühren. Auch kleine Tartelettböden lassen sich davon backen. Theresia.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" beziehen zu wollen.



Ratgeber für Reise und Erholung



Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten



Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig

Abenteuerliche und geheimnisvolle Geschichten

Eine Auswahl aus Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Bret Harte, Kalifornische Erzählungen. Nr. 571, 629, 1069. Grundpreis geh. je 25 Pf.

Adelb. v. Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Nr. 93. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf.

Die phantastische Geschichte des Pechvogels, der seinen Schatten verkauft und dadurch ruh- und glücklos wird, gehört unter die besten deutschen Erzählungen. Man hat das wehmütig humorvolle Märchen vielfach auf des Dichters Vaterlandslosigkeit symbolisch bezogen.

D. Defoe, Robinson Crusoe. Nr. 2194/95 a. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.

Charles Dickens, Die Silvesterglocken. Erzählung. Nr. 806. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf., Pb. 50 Pf.

— Der Verwünschte. Erzählung. Nr. 1469. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf.

J. Donnelly, Cäsars Denksäule. Ein Zukunfts-Roman aus dem 20. Jahrhundert. Nr. 3028–30. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.

K. E. Franzos, Die Hexe. Novelle. Nr. 1280. Grundpreis geh. 25 Pf.

L. Gallet, Kapitän Satan (Cyrano de Bergerac). Übers. von Dévidé. Nr. 4431–34. Grundpreis geh. M. 1.—, Bd. Mk. 1.50.

Friedrich Gerstäcker, Unter dem Äquator. Erzählung. Nr. 4561–65. Grundpreis geh. M. 1.25, Bb. Mk. 1.80.

Wilh. Hauff, Phantasien im Bremer Ratskeller. Nr. 44. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf.

E. T. A. Hoffmann, Das Fräulein von Scuderi. Novelle. Nr. 25. Grundpr. geh. 25 Pf., Pp. 50 Pf.

— Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners. Nr. 192 bis 194. Grundpreis geh. 75 Pf., Bd. Mk. 1.20.

E. T. A. Hoffmann ist eine der eigenartigsten Erscheinungen unserer deutschen Romantik. Alle Bizarrerie u. Absonderlichkeit dieser Richtung ist neben ihrer packenden Erzählungskunst in ihm vereint.

Victor Hugo, Notre-Dame in Paris. Roman. Nr. 1911–16. Grundpreis geh. M. 1.50, Bd. Mk. 2.20.

Ein meisterhaftes Kulturgemälde des mittelalterlichen Paris, nach dem kirchlichen Wahrzeichen der Stadt benannt.

A. Schmidt, Jagd ums Gold. Erzählung aus Kalifornien. Nr. 5475. Grundpreis geh. 25 Pf.

An aufregenden, wildromantischen Ereignissen, wie sie sich aus dem Milieu ergeben, fehlt es nicht in dieser Goldgräbergeschichte. Aber es ist kein Schwelgen in unwahrscheinlichen Abenteuern; was geschildert wird, ist echt, und die einzelnen Phasen dieser Jagd ums Gold verfolgt der Leser mit wachsender Spannung — bis zum tragischen Ende.

C. A. Tavaststjerna, Das Geheimnis des finnischen Meerbusens. Erzählung. Übersetzt von M. Mann. Nr. 5714. Grundpreis geh. 25 Pf.

Iwan Turgenjew, Visionen. — Der Faktor. Zwei Novellen. Nr. 2045. Grundpreis geh. 25 Pf.

Abkürzungen: Bb. = Bibliothekband, Pb. = Pappband, Lb. = Liebhaberband.

Grundpreis jeder gehefteten Einzelnummer der Universal-Bibliothek 25 Pf.; auf diesen wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 160 % berechnet. Für die gebundenen Ausgaben beträgt der Teuerungszuschlag 150 %.

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist **ausschließlich** die jedem dreizehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 20 Pf., über 20 g 30 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 20 Pf. Porto) oder Postscheck (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295: Gebühr bis 25 Mk. 10 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 4

vom 23. Oktober 1919 bis 23. April 1920 gültig zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 9.- M. zahlen, erhalten für je dreizehn fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst, wenn die Bestellung auf der jedem dreizehnten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind direkt an den Verlag unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 65 Pf. sind 10 Pf., für Büchersendungen im Werte bis 2 M. sind 20 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Hier ausschneiden!

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, **empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben.** Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch **unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine** entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem **Strafporto** belegt; die umstehenden **Anweisungen** sind daher **genau zu beachten.**

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je dreizehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 65 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 4

vom 23. Oktober 1919, gültig bis 23. April 1920.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

Für dreizehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst.

Märchen, Sagen und Schwänke

aus Reclams Universal-Bibliothek

H. C. Andersen, Sämtliche Märchen. Nr. 691 bis 700. Grundpreis geh. Mk. 2.50, Bd. Mk. 3.60.

Im goldnen Märchenschatz, der die Phantasie unserer Jugend in zauberhafte Welten trägt, möchten wir Andersensche Märchen, wie „Die Galoschen des Glücks", den „Fliegenden Koffer", „Die Schneekönigin" und viele, viele andere nicht missen. Andersen spricht zum Herzen des Kindes. Aber auch der Erwachsene findet in der Sammlung sehr viel Lesenswertes.

V. v. Andrejanoff, Lettische Märchen. Nr. 3518. Grundpreis geh. 25 Pf.

In den Märchen der Letten finden sich, der indogermanischen Abstammung des Volkes entsprechend, viele Anklänge an Märchen verwandter Stämme. Die Sammlung enthält nur echte alte Volksmärchen und Sagen, die Form der Nacherzählung aber ist natürlich durch die Übertragung in eine moderne Sprache bestimmt.

Brüder Grimm, Fünfzig Märchen. Mit 12 Bildern von Ludwig Richter. Nr. 3179/80a. Grundpreis geh. 75 Pf., Bd. Mk. 1.20, Pb. Mk. 1.—.

— Sämtliche Märchen. Nr. 3191–96. Grundpreis geh. Mk. 1.50. Nr. 3446–50. Grundpreis geh. Mk. 1.25.

Eine sehr hübsche, billige Geschenkausgabe der schönen alten Märchen.

Wilh. Hauff, Märchen. Nr. 301–3. Grundpreis geh. 75 Pf., Bd. Mk. 1.20.

Hauff führt in seinen Märchen zumeist in die farbenreiche Pracht der Welt von „Tausend und eine Nacht". Die Kraft seines Erzählertalents ist die gleiche faszinierende wie dort. Aber auch mitten in dem echt deutschen Sagenwalde spielen mehrere seiner packendsten Geschichten.

E. T. A. Hoffmann, Nußknacker und Mausekönig. Nr. 1400. Grundpreis geh. 25 Pf.

Ed. Mörike, Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Nr. 4755. Grundpreis geh. 25 Pf. Pb. 50 Pf.

Eine der köstlichsten Schöpfungen Mörikes, in der Märchenton und Stimmung wunderbar getroffen sind. Man hat die Geschichte vom Hutzelmännlein mit der eingeflochtenen Historie von der schönen Lau vielfach für eine dichterische Neugestaltung alter Volkssagen gehalten, tatsächlich aber gehört die poetische Erfindung völlig Mörike an.

Das Volksbuch von Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe von 1519 erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen von K. Pannier. Nr. 1687/88. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf.

Eine Ausgabe des derbhumoristischen alten Volksbuches in ungekürzter Fassung, also keine Jugendschrift.

Abkürzungen: Bd. — Bibliothekband, Pb. — Pappband, Lb. — Liebhaberband.

Grundpreis jeder gehefteten Einzelnummer der Universal-Bibliothek 25 Pf.; auf diesen wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 160% berechnet. Für die gebundenen Ausgaben beträgt der Teuerungszuschlag 150%.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch-Oesterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 8. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16.

Hier ausschneiden!

Praktische Ratschläge

Schonung von Bürsten und Besen. Bürsten und Besen gehören auch zu den Gegenständen, die wir viel gebrauchen müssen und die so teuer geworden sind, daß sie, schon im eigenen Interesse, der größtmöglichsten Schonung bedürfen. Man hüte sich vor allem, beim Ausbürsten von schmutzigen Gegenständen gute Bürsten zu nehmen, da sie darunter sehr leiden. Es genügen zu diesem Zwecke auch solche, die nicht mehr ganz tadellos sind. Während des Bürstens streicht man sie öfters hart an der Tischkante ab, über die man ein sauberes Stück weißen Papieres gelegt hat. Nach jedesmaligem Gebrauche reibt man die Bürsten mit einem reinen weichen Tuche ab. Das sollte man hauptsächlich bei Haarbürsten jeden Tag vornehmen. — Zum Aufbewahren muß die Bürste stets auf die Borsten gelegt werden, falls man nicht eine Bürstentasche oder ein Säckchen zu ihrer Unterbringung hat oder wenn man nicht vorzieht, sie aufzuhängen. — Zahn- und Nagelbürsten hebt man am besten auf einem Ständer auf oder versieht sie mit einer Schnur, um sie aufhängen zu können. Das Aufbewahren in geschlossenen Behältern ist tunlichst zu vermeiden, da die Bürsten darin nicht gehörig auslüften können und leicht einen muffigen Geschmack annehmen, der beim Gebrauch sehr unangenehm ist. — Die Reinigung der Bürsten geschieht am besten auf trockenem Wege und zwar mit trockener erhitzter Kleie, die man fest zwischen die Borsten reibt. Dieses Mittel wird jetzt aber kaum anwendbar sein und man muß doch in den meisten Haushaltungen zur nassen Reinigung greifen. — Kleiderbürsten werden in schwachem Sodawasser mit der Hand recht gut durchgerieben, wobei man es vermeiden muß, daß die Bürstendecke naß wird. Zum Trocknen legt man sie mit den Borsten nach unten. — Haarbürsten werden in Salmiakwasser (10 Teile Wasser und 1 Teil Salmiak) wiederholt eingetaucht, die Borsten mit der Hand kräftig durchgerieben, in warmem, reinem Wasser nachgespült und auf den Borsten liegend getrocknet. — Zahn- und Nagelbürsten müssen von Zeit zu zu Zeit in Sodawasser gereinigt werden. — Haarbürsten, deren Borsten weich geworden sind, taucht man in eine starke Alaunlösung, damit sie wieder erhärten, worauf man sie an der Luft trocknen läßt. — Bei großen und kleinen Besen ist ein Haupterfordernis, um sie lange in tadellosem Zustande zu erhalten, daß man sie nicht auf den Borsten stehend aufbewahrt, da diese hierdurch ihre Elastizität verlieren. Sie müssen nach jedesmaligem Gebrauche gut ausgeklopft und danach aufgehängt werden. Man tut auch gut, sie von Zeit zu Zeit mit einem ganz groben Kamme, am besten Pferdekamme, durchzukämmen. Man vermeide auch sorgsam, sie in der Nähe des Herdes aufzuhängen oder sie auf oder neben die heiße Herdplatte zu legen, da das Holz sonst springt und die Borsten, die mittels Pech in dem Holz befestigt sind, büschelweise ausfallen. Sind die Besen schmutzig geworden, so werden sie, gleich wie die Bürsten, in warmem, nicht heißem Wasser, dem man Soda oder Salmiak beifügt, mit der Hand gründlich durchgewaschen, wobei man auch allzustarkes Durchnässen des Holzes vermeiden muß. Ferner muß beim Kehren gut darauf geachtet werden, daß man nie über eine nasse oder feuchte Stelle kehrt, da der Staub sich an den Borsten dann zu fest ansetzt und sie beim Trocknen verklebt. Beim Befolgen dieser wohlerprobten Ratschläge wird die Anschaffung neuer Bürsten und Besen sehr lange sich vermeiden lassen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Lehmann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Deutsch-Österreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien 1, Wollzeile 16.